

Werk

Titel: Aufsätze

Ort: Berlin

Jahr: 1877

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1877_0012|LOG_0009

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

I.

Bericht über eine Fahrt auf dem Sobat.

Von Dr. Wilh. Junker.

(Hierzu eine Karte, Tafel I.)

Chartüm, den 8. October 1876.

Das Sobat-Gebiet, von den Explorationsreisenden Central-Afrika's stiefmütterlich behandelt, gehört gleichfalls zu den Territorien, welche noch der Erforschung harren. Eine rastlose Thätigkeit des Colonel Gordon, dessen Arbeit und Mühe in den verflossenen Jahren darauf gerichtet war, vor Allem in den äquatorialen See-Gebieten Licht zu schaffen, erklärt es zur Genüge, dass ein Vorgehen seinerseits am Sobat sich bis jetzt verzögerte. Jedoch schon im Beginn der Thätigkeit des Colonel wurde das Sobat-Gebiet von ihm in's Auge gefasst. Bereits vor zwei Jahren liess er zum Zweck eines späteren Vorgehens weit östlich von der Flussmündung am Sobat eine Militärstation anlegen, die ausser von Long Bey meines Wissens von keinem Europäer besucht ist. — Wenn die Station bis jetzt sich auch von keinem sichtbaren Nutzen erwies, so ist es immerhin als ein Vortheil anzusehen, dass die östlich liegenden Volksstämme im Laufe der letzten Jahre daran gewöhnt wurden, Fremde in ihrem Lande zu sehen und zu dulden und gleichsam die Superiorität des Colonel Gordon anzuerkennen.

Es ist andererseits den dort stationirten Beamten Gelegenheit geboten, mit weiter abliegenden Territorien in Verkehr zu treten und den Tauschhandel anzubahnen, der nach meinen letzthin eingezogenen Erkundigungen an Ort und Stelle gewiss nicht unbedeutende neue Elfenbeinquellen eröffnen wird. Die erwähnte Station Nasser ist zu Wasser nur in den Regenmonaten, Juni bis November incl., zu erreichen, in den übrigen Monaten bleibt der Sobat für grössere Fahrzeuge geschlossen.

Bei meinem Aufenthalte in Chartüm, und kurz nach der Rückkehr von meiner Reise nach Senaar, fand ich die sonst nicht häufige Gelegenheit, auf einem zur Station Nasser entsandten Dampfboote

die Fahrt mitzumachen. Ich gebe hier in Kürze die Resultate meiner Beobachtungen und Erkundigungen, die in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit machen können, da ich die angrenzenden Uferländer und Volksstämme nur vom Bord des Schiffes aus kennen lernen und beobachten konnte. Selbst mit dem bei der Station Nasser ansässigen Volksstamme der Niuák konnte ich leider! nur in kurzem Verkehr bleiben, da das Dampfschiff bereits nach zweitägigem Aufenthalte nach Chartüm zurückkehrte. Für ein Zurückbleiben meinerseits und selbstständiges Vorgehen in die unbekanntes Gebiete, war ich nicht im Mindesten vorbereitet; hatte ich doch die Entsendung des Schiffes in den Sobat kaum 12 Stunden vor dem Abgange desselben aus Chartüm erfahren.

Als Resultat meiner Reise lege ich den Lauf des unteren Sobat bei. Die während der Thalfahrt durchschnittlich von 5 Minuten zu 5 Minuten genommenen Winkel, deren mehr als 275 notirt wurden, ergaben die Richtung des Flusslaufes. Die Thalfahrt dauerte von der Station Nasser bis zur Station Sobat, von der Mündung des Sobat in den weissen Nil, mit Abzug der Aufenthaltszeit während der Fahrt, 25 Stunden. Wenn ich durch sehr genaue Winkelmessungen die Richtung und den Verlauf des Flusses mit allen seinen Krümmungen festlegen konnte, so gebe ich dagegen die Lage der Station Nasser, also die eigentliche Entfernung von der Sobatmündung oder die mathematische Länge des durchlaufenen Flussgebietes, nur mit Reserve. Die Ungunst der Verhältnisse liess es nicht zu, die Geschwindigkeit unseres Dampfers „Sofia“ zu messen. Die Annahme von 12 Kilom. für die Stunde Fahrzeit, die ich bei der Construction der Karte zu Grunde legte, basirt auf Vergleiche während unserer Fahrt auf dem weissen Nil, wobei die gemessene Geschwindigkeit der Strömung im Sobat in Rechnung kam. Immerhin aber bleibt die Annahme keine mathematisch berechnete, wenn auch rationell überlegte. Laut dieser Annahme ergibt die Rechnung: 25 Stunden à Stunde 12 Kilom. = 300 Kilom., die, den Windungen des Sobat folgend, mit dem Schiffe bis zur Station Nasser zurückgelegt wurden. Diese aber liegt nach den Winkelmessungen der Construction O. 38 z. S. 176 Kilom. in directer Richtung von der Station Sobat entfernt. Es erhellt daraus, dass auf den meisten Karten der untere Sobat-Lauf eine zu weit nördliche Richtung einnimmt, während die auf der französischen Karte von Manuel 1870 mehr südlich gegebene Direction, noch mehr von der Wirklichkeit abweicht.

Die Breite des Sobat, im ganzen von mir gesehenen Theile, erleidet keine sichtbare Vereugung. Die gemessene Tiefe variirt bei dem derzeitigen Hochwasser von 5 zu 8 Meter und darüber. Die Geschwindigkeit der in der Zeiteinheit fortbewegten Wassermasse

wurde auf 80 Schritt in der Minute, also auf $4\frac{4}{5}$ Kubikmeter die Stunde, berechnet. Das Flussbett ist ein durchweg gleichmässiges, und liegen die Uferländer erhaben genug, um ein Uebertreten des Wassers kaum zu gestatten, wenn auch an einzelnen Stellen niedriger gelegene Grasflächen eine Ueberfluthung beim Hochwasser zulassen. Die zu Gesichte tretenden Erdpartien am Ufer lassen auf guten dem Flusse anliegenden Humus-Boden schliessen. Die Uferpartien des Flusswassers, welches noch immer eine Tiefe von mehreren Metern zeigt, sind beiderseits auf 10—20 Schritt Breite von hochragender Gras- und Schilfvegetation bedeckt, Brutstätte von unzähligen Webervögeln und Rohrsängern. In dem östlichen Theile des Flussbettes finden sich einige inmitten des Flusses aufragende Inseln. Eine schwimmende Grasvegetation beschränkt sich auf einzelne kleinere, kaum einige Quadratfuss messende Inselchen, welche meist auf der einen Seite des Flusses der schnelleren Strömung folgen und der Schifffahrt nicht im Mindesten hinderlich werden. Eine bis 2 Faust grosse kelchförmige Wasserpflanze treibt in einzelnen Exemplaren, aber zu Tausenden sich folgend, stromabwärts.

Aus dieser kurzen Charakteristik geht hervor und erwähne ich nochmals, dass der Dampfschifffahrt keine Hindernisse im Wege stehen, dass im Gegenteil, z. B. im Vergleiche zum blauen Nil, das Flussbett an Tiefe grössere Regelmässigkeiten zeigt, und nicht, wie es im blauen Flusse der Fall, auf Kosten seitlich vorhandener Untiefen, stellenweise die eingezwängten Gewässer doppelte Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung annehmen, wodurch an einzelnen Stellen rückkehrende Strömungen, Sandbänke und Unregelmässigkeiten im Flussbette entstehen. Das Wasser im Sobat erscheint dem Auge röthlich gelb, ähnlich wie dasjenige im blauen Nil, nur von weniger intensiver Färbung. Im Glase jedoch gleicht es mehr dem Nilwasser, ist wenig trübe, weisslich klar. Die Angabe also, dass der Sobat röthlich gelbes Lehmwasser führe, wie der blaue Fluss, dessen Wasser selbst im Glase undurchsichtig, schmutzig gelb erscheint, habe ich nicht bestätigt gefunden.

Das an den Sobat grenzende Ländergebiet, so weit ich es von der Schiffsbrücke übersehen konnte, ist im Grossen und Ganzen Steppe, unabsehbare Grasfläche. Diese Einförmigkeit ist jedoch nicht für alle dem Flusse anliegenden Uferpartien Regel, auch reichhaltige Waldungen ziehen sich in den östlichen Gebieten den Flussufern entlang. Im Beginne der Fahrt schon, von der Station Sobat aus, gelangt man bereits nach einer Stunde zu Uferwaldungen, in denen für die von Chartüm nach Ladó und umgekehrt fahrenden Dampfschiffe Holz vorrätzig gehalten wird. Bald darauf jedoch beginnt eine endlose Savanne, die erst nach mehr als zwölfstündiger Fahrt abermals einer üppigen Baumvegetation Platz macht. An

dieser Stelle finde ich im Tagebuche notirt: „wenn auch noch ab und zu weitreichende lichte Stellen am Ufer grasreiche Savanne erkennen lassen, so wechselt diese doch vortheilhaft mit prächtigen Waldungen, die an Undurchdringlichkeit stellenweise an die Ufer des blauen Nil zwischen dem Chor Raad und Dender erinnern. Eine reichhaltige differencirte Stammvegetation, durchschlungen und verwachsen von Rankgewächsen und Schlingpflanzen, bietet herrliche Licht- und Schatteneffekte. Dem Auge wohlthuend tritt das dunkle Schwarzgrün einzelner Baumgruppen vor der lichter gefärbten übrigen Baumvegetation hervor. Hier ist der Lieblingsaufenthalt des weisköpfigen Adlers, *Maliaetus vocifer*. Man sieht ihn vielfach am Flusse entlang stolz auf den Laubkronen der hohen Bäume sitzen. Sein effectvolles solides Kleid giebt ihm in der grünen Laubumrahmung ein königliches Aussehen. Ich sah an diesem Morgen gewiss über 50 Exemplare.“

Von hier bis zur Station Nasser im östlichen Sobat wechselt das Uferpanorama: auf Steppe folgt Buschwald, der andererseits dem Stammholze, welches aus hoch aufgeschossenem Grase hervorragt, den Platz einräumt, während an anderen Stellen Gras, Buschwald, Stammholz, Ranken und Schlingpflanzen sich zu undurchdringlichem Urwalde verfilzen.

In Betreff der dieses Sobat-Gebiet bewohnenden Völkerschaften und Volksstämme habe ich mich bemüht, die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Auf der Rückfahrt von der Station Nasser zur Station Sobat befand sich der schon seit dem Bestehen der Niederlassung dort befindliche Verwalter an Bord unseres Schiffes. Er kannte die am Flusse wohnenden Häuptlinge der verschiedenen Stämme. Auf seinen Aussagen beruhen hauptsächlich meine wenigen Notizen; nach seiner Angabe zog ich während der Fahrt die Grenzen zwischen den einzelnen mir genannten Stämmen.

Die Station Sobat verlassend durchfährt man eine Tagereise weit Schilluk-Gebiet, welches mit dem Tukuldorfe des Häuptlings Aluál endet. In diesem Gebiete fließt das Chor Fällús, welches sich eine halbe Stunde von der Sobat-Mündung in das südliche Ufer des Letzteren ergießt und an der Mündung gegen 20 Schritte Breite zeigte. Auf die Schilluk folgt das Gebiet der Djangeh mit dem Häuptlinge Kuhr. Wir sahen ihre Ortschaften theils am Ufer, theils etwas entfernt in der baumlosen Steppe liegen. Dieselben sind anscheinend in einzelne Gruppen, Tribus, getheilt, die ihre eigenen Stammesnamen führen und denen besondere Häuptlinge vorstehen. In dieser Beziehung wurden mir im Gebiete der Djangeh von Westen nach Osten gerechnet, die Angóg, dann die Agát und schliesslich die Géhl genannt, — Namen, die sich zugleich auf Ortschaften und Stämme beziehen. Auf die Djangeh folgen östlich

die Fälláng, deren Häuptling Amól ich in der zweiten Nacht beim Passiren unseres Schiffes an seinem Dorfe an Bord kommen liess. Im östlichen Gebiete der Fälláng wohnt auf einer Insel ein zweiter Häuptling dieses Stammes: Adják, der uns in seinem ausgehöhlten Baumstamme zur Station Nasser folgte, wo er den Tag über bei mir blieb. Auf die Fälláng folgen schliesslich die Niuák, von denen ein Tukuldorf mit dem Häuptlinge Dég auf einer Insel bei der Station Nasser liegt, während weiter östlich noch viele andere Ortschaften der Niuák am Sobat liegend von mir gesehen wurden. Alle diese Behausungen der einzelnen Stämme sollen während des Charif (Regenzeit) in geringerer Zahl am Flusse vorhanden sein. Die Insassen sollen zu dieser Zeit im Binnenlande der Viehzucht obliegen. Die beständig am Sobat lebenden Neger gehen mehr dem Fischfange nach. Vieh ist in ihrem Besitze, doch in geringerem Maasse; immerhin erhielt ich von dem Niuák eine schöne Kuh der Denka-Race zum Geschenk. Den nöthigen Durrah-Bedarf sieht man allorts hoch über die Grasvegetation emporragen, entweder in der Nähe der Behausungen, oder es liegen diese versteckt in den Getreideanpflanzungen. Vorstehende Notizen beziehen sich auf das südliche Sobat-Ufer, denn ich habe auffallender Weise nur sehr vereinzelte Tukuldörfer am nördlichen Ufer wahrnehmen können, was darauf zurückzuführen ist, dass theilweise die nördlich vom Sobat lebenden Völkerschaften weit vom Flusse ab ihren Lebensunterhalt im Binnenlande suchen, wie z. B. die Nuehr der Viehzucht ausschliesslich obliegen. An diesem nördlichen Ufer gewahrt man im Beginn der Fahrt an der Mündung stromaufwärts noch Schillukdörfer, später aber keine weiteren Behausungen. Eine weithin sich erstreckende Niederung soll unbewohnt sein, der nördlich und zu Ost der Denkastamm folgt. Östlich und weit hinauf gen Norden haben die Nuehr ein umfassendes Gebiet inne, sie sind somit die Grenznachbarn der Djangeh, Fälláng und der Niuák. In dem ganzen erwähnten Gebiete sollen 5 Sprachen gesprochen werden, und verstehen und reden die einzelnen Stämme häufig mehrere Idiome, ja, es wurde mir versichert, dass einzelne Niuák selbst alle Sprachen verstanden. Ohne hier auf eigene nähere Beobachtungen, die sich hauptsächlich auf die Niuák beziehen, eingehen zu können, gebe ich zum Schluss mit aller Reserve noch die wenigen Notizen, die auf Erkundigungen über weiter östlich und südlich liegende Ländergebiete beruhen. Wer Gelegenheit gehabt hat, über geographische Facta bei den Eingeborenen und selbst bei dem besseren Araber sich Auskunft holen zu wollen, wird auch die Erfahrung gemacht haben, wie sehr häufig die Aussagen sich widersprechen, und wie phantasiereich und übertrieben ihre Angaben sind,

so dass es eine schwierige Aufgabe wird, Wahres vom Falschen zu unterscheiden.

Vom Verwalter der Station Nasser erfuhr ich, dass kaum 4 Stunden oberhalb der Station sich der Sobat in vier Arme theile. Natürlich war es mein dringendster Wunsch, wenigstens diesen Punkt zu erreichen. Es lag in unserem Programme, womöglich gutes Schiffsbauholz nach Chartüm mitzubringen. Zu dem Zwecke wurden am folgenden Morgen nach unserer Ankunft in Nasser Anstalten zur Weiterfahrt getroffen, leider! jedoch schon nach einer Stunde Fahrt am Ufer einige Bäume gefällt, und hielt es der Capitän für gerathener, zurückzukehren. Ich meinerseits durfte dem Verhältnisse gemäss nicht bestimmend eingreifen. Nach Aussage des Verwalters, der selbst die südöstlichen Ländergebiete besucht haben will, soll der Fluss zur Zeit des Charif noch drei Tage weit mit dem Dampfer zu befahren sein. Ich hatte zu der projectirten Tour bis zur Flusstheilung, behufs leichteren Verkehrs mit den Eingeborenen, drei Niuák-Leute an Bord nehmen lassen. Sie kannten die östlich liegenden Gebiete, und wenn auch meist ihre Antworten verwirrt waren, so kamen sie doch darin überein, dass sich der Sobat weiterhin in vier Flüsse auflöse, und zwar nannten sie von Norden nach Süden: Addúra, Nikuár, Gélo, Abuál. Die einzelnen Flüsse sollen noch weithin von den Niuák bewohnt werden. Längs der Addúra soll man auf den ausgehöhlten Baumstämmen der Eingeborenen noch 40—50 Tage (!?) fahren können; dort im Lande sollen Kameele sein und Zeug gewebt werden (einen Fetzen Lendenschurz zeigten sie mir). Von einem Verwandten des Stationshalters erfuhr ich noch Folgendes: Der Fluss Dschibbë, von Andern Gibbë ausgesprochen (wohl Qibba der Marno'schen — Dschuba der übrigen Karten —) kommt aus dem Süden und soll nicht weit von Ladó vorüberfliessen. An ihm wohnt das Volk der Dschibbë. Von Nasser aus gerechnet folgt auf die Niuák nach Südost der Volksstamm der Bóndják am Flusse gleichen Namens, welche die Sprache der Niuák reden. Südlich folgen dann die erwähnten Dschibbë mit besonderer Sprache. Diese scheinen in dem ganzen Gebiete eine der grösseren Völkerschaften zu bilden. Ich hörte viel von ihrem grossen Häuptlinge und von dem Reichthum an Elfenbein in ihrem Lande reden. Die Frauen sollen die Lippen durchbohren und Elfenbeinbolzen hindurchstecken. Dem Rindvieh werden künstlich die Hörner gebogen und mit Elfenbein verziert. Die Männer tragen Bärte. In ihrem Lande finden sich Berge. Als Waffe tragen sie nur Lanzen, nicht Bogen und Pfeile. — Noch weiter ab sollen die Künküng wohnen mit wieder besonderer Sprache. Die Nikuár am Flusse gleichen Namens (wohl der Nikana der Karten) haben gleichfalls reiche Viehherden. Ein Nachbarstamm,

die Tschái, sollen vergiftete Pfeile führen. Der obere Lauf des Sobat (wohl der Fluss Dschibbé) soll an den Ufern schöne Waldungen zeigen, deren Bäume als Wölbung den Flusslauf beschatten, so dass die Sonne niemals hindurchscheint.

Vorstehende Notizen, die ich während einer auf Stunden zu bemessenden Zeit meines Aufenthaltes am oberen Sobat zu machen Gelegenheit fand, stehe ich nicht an, hier wiederzugeben, so unvollkommen sie mir auch selbst erscheinen. Mögen meine Angaben recht bald geläutert und berichtigt werden. Möge der künftige Forscher wo möglich rechtzeitig als Pionier einer Invasion ägyptischer Soldaten diesen vorausgehen. Durch richtiges Benehmen wird er über Feindseligkeiten der Eingeborenen eher Herr werden, als unter Deckung und Begleitung einer militärischen Expedition, deren schrankenlose Soldateska häufig genug Zwecke verfolgt, die dem Reisenden fern liegen müssen.

II.

Die neuesten Reisen des Reverend S. M'Farlane, des Mr. Ernest Giles u. Anderer.

Mitgeteilt von Henry Greffrath.

Der Reverend S. M'Farlane ist uns durch seine Erforschung des Baxter- oder, wie die Eingeborenen sagen, Mai-Kassa-Flusses auf Neu-Guinea, in $9^{\circ} 8'$ südlicher Breite und $143^{\circ} 18'$ östlicher Länge Gr., ein bekannter Name geworden. Man vergleiche unsere Berichte in Jahrgang XI., Seite 13 ff. dieser Zeitschrift. M'Farlane steht der von der London Missionary Society in Somerset, Cape York, Nordspitze von Queensland, gegründeten Missionsanstalt vor, welche sich von da aus die Bekehrung der Eingeborenen in der Torresstrasse und an der Küste von Neu-Guinea angelegen sein lässt. Gegenwärtig existiren dort schon 10 Missionsstationen.

Diesem gebildeten Missionär liegt ausser seinem Berufe auch die Erforschung des noch wenig bekannten Neu-Guinea am Herzen. Glücklicherweise ist er auch in der Lage, diesem von ihm gefühlten Bedürfniss mit Leichtigkeit genügen zu können, denn der Missionsdampfer „Ellangowan“ steht ihm zu jeder Zeit zur freiesten Verfügung. Wir haben nun wieder über zwei recht interessante Forschungsreisen zu berichten, welche dieser um die Geographie hochverdiente Missionär in letzter Zeit auf Neu-Guinea ausgeführt hat.

I. Die Fly-Reise.

Die Reise auf diesem Flusse, welcher an der Spitze des Gulf of Papua mündet, wurde zu Ende des Jahres 1875 glücklich beendet. Der Fly-River war bisher nur auf seinem untersten Laufe von einem Boote des britischen Kriegsschiffes „Fly“ befahren worden, und es war dabei unentschieden geblieben, ob es wirklich ein Fluss sei oder nur ein weiter Meerbusen, der tief in die Küste hineinreicht. Dem Reverend S. M'Farlane gebührt das Verdienst, diese Frage gelöst zu haben. Seine Reise hat ergeben, dass der Fly ein schiffbarer Fluss ist, der sich hunderte von Miles ins Inland hineinzieht, aber dabei leider auch festgestellt, dass bis zu dem Punkte, welcher erreicht ward, das anliegende Terrain ein grosses Sumpfland mit den nie fehlenden Mangroven bildet, und dass Berghöhen, so weit das Auge reichen konnte, nirgends in Sicht waren. Hatte man auf Weide- und Agriculturland gehofft, so war dies eine Täuschung. Europäer werden sich hier nie ansiedeln können. Dagegen zeigte sich — im Gegensatz zu der Erfahrung auf der Baxter-Reise — die bereiste Strecke, wenigstens auf den ersten hundert Miles, von Malaien und Papuas, die gegen einander feindlich gesinnt waren, stark bevölkert. Der Reverend M'Farlane gab unter solchen Verhältnissen sein Vorhaben, eine Missionsanstalt am Fly anzulegen, auf.

Dies war das allgemeine Resultat dieser Reise, in deren Einzelheiten wir nun näher eingehen wollen.

M'Farlane verliess Somerset am 29. November 1875. Der Dampfer „Ellangowan“ stand unter Führung des Capitän James Runcie und des Ingenieur Smithhurst. Es begleiteten den Missionär der Lieutenant Chester, Magistratsperson in Somerset, und der verdienstvolle italienische Naturforscher Signor L. M. D'Albertis, dessen wir im XI. Jahrgange dieser Zeitschrift, Seite 19 und 20, schon gedacht haben. Nachdem man zunächst mehrere Missionsstationen in der Torresstrasse und an der Küste besucht hatte, begab man sich am 3. December nach dem Fly-River. Aus den Dörfern Katau und Turituri auf Neu-Guinea hatte man die beiden Häuptlinge Mainou und Ante mitgenommen, weil sie mit den Eingeborenen an der Mündung des Fly befreundet waren und als Dolmetscher dienen sollten.

Man hatte Katau kaum fünf Minuten verlassen, als man schon auf eine Bank gerieth, von der man jedoch nach Verlauf einer halben Stunde bei steigender Fluth loskam. Am 5. December erreichte man die Inseln Bampton und Bristow. Man hatte Mühe, 8 Fuss Wasser für den Dampfer aufzufinden, die Tiefe nahm aber allmählig zu, und in der Mündung des Fly-River stieg sie auf 5 Faden.

„Die Katau-Leute“, berichtet M'Farlane, „schilderten uns die Eingeborenen am Fly als sehr zahlreich und als grosse Krieger,

und versicherten, dass sie sich vor ihnen mehr fürchteten als vor den Weissen, wenngleich Letztere im Besitze von Schiesswaffen wären. Wir fanden diese Aussage bald bestätigt. An der Ostseite des Ausflusses des Fly sahen wir zwei grosse Dörfer mit Häusern von 300—400 Fuss in der Länge, gerade wie sie Jukes in seinem Berichte über die Reise des britischen Kriegsschiffes „Fly“ beschreibt.“

Der Fluss ist an der Mündung 5 Miles breit und erweitert sich, 10 Miles weiter hinauf, noch mehr. In der Entfernung von 30 Miles, wo er sich in gewaltigem Umfange nach Osten zu ausbuchtet, ist seine Weite schwer zu bestimmen. Es mag dies eine zweite Mündung des Fly, die mit der anderen parallel läuft, andeuten, oder dies grosse Wasserbecken mag sich in zahlreiche Ausflüsse in den Golf auflösen. Die Spitze des letzteren scheint überhaupt durch Flüsse und Buchten zerklüftet zu sein.

Man ankerte die erste Nacht an der Seite einer kleinen Insel, welche 16 Miles von der Mündung liegt, in zwei Faden Tiefe. Auf der Fahrt dahin kam man auf sehr seichte Stellen und gerieth auf den Grund, die eintretende Fluth machte aber den Dampfer wieder flott. Es erschienen bald 2 kleine Canoes — eigentlich weiter nichts als ausgehöhlte Baumstämme — unter Segel mit befreundeten Eingeborenen aus Katau, welche nachgefolgt waren, um die Bewohner am Fly über die Absicht der Reisenden zu unterrichten. Nicht lange darauf kamen noch 5 andere Canoes in Sicht, mit 6 Mann in jedem, welche grüne Zweige, das Symbol des Friedens, führten; sie konnten jedoch der starken Fluth wegen nicht ans Schiff gelangen.

Am nächsten Morgen, den 8. December, stellten sich wieder 5 Canoes mit derselben Bemannung ein, unbewaffnet und mit grünen Zweigen. Sie kamen an Bord und vertauschten ihre Yams gegen Alles, was man ihnen anbot. Auf der Weiterfahrt wurde der Fluss auf's Neue sehr seicht und sank bis auf $6\frac{1}{2}$ Fuss. An einer kleinen Insel fand man bald tiefes Wasser und ankerte, um Brennholz für den Dampfer zu schlagen. Mainou und die Einsassen des anliegenden Dorfes, welche sich zahlreich am Schiffe versammelten, wollten den Reisenden weiss machen, dass der Fly weiter hinauf so flach werde, dass „nothing bigger than a canoe could float“. „Aber“, bemerkte M'Farlane, „man weiss schon, was das zu bedeuten hat. Sie suchen immer durch allerlei falsche Angaben Fremde zu verhindern, über ihr Dorf hinaus zu reisen. Wir kehrten uns also nicht weiter daran.“

Als man am 9. December ungefähr 6 Miles gefahren war, sah man, wie 5 grosse Kriegscanoes mit bewaffneten Leuten von einer Insel, welche wenig Miles vor uns lag, abstiessen. Sie ruderten über den Fluss und in einen Creck ein, an welchem der „Ellango-

wan“ vorbei musste. Dann folgten 4 andere Canoes nach und nahmen ihre Richtung auf den Dampfer zu. Die List ging offenbar dahin, den letzteren am Creek von zwei Seiten her ihren Pfeilen und Speeren auszusetzen. „Wir dachten nicht“, erzählt M'Farlane, „an Rückkehr. Hätten wir uns durch sie abschrecken lassen, so würden sie jedenfalls ein späteres Schiff auf dem Fly mit noch mehr Vertrauen und Energie angegriffen haben. Man musste sie mit der Ueberlegenheit europäischer Waffen bekannt machen und das konnte, zu ihrem eigenen Vortheile, von einem Missionschiffe aus, welches ihr Leben schonen wollte, am besten geschehen“.

In jedem der Canoes mochten sich 25—30 Mann befinden. Zwei Drittheile derselben ruderten, die übrigen standen aufrecht und waren, mit Bogen und Pfeil in der Hand, zum Kampfe bereit. Sie waren mit Helm, Schild und Armschienen costümiert. Einige trugen auf ihren Helmen Federn von Paradiesvögeln, was ihnen ein amerikanisch-indianisches Ansehen gab. Dies waren sicher die Häuptlinge, welche durch Geschrei und wilde Gesticulationen die Ruderer antrieben.

Während sie näher kamen, eilte ein kleines Boot voraus, um zu recognosciren. Man veranlasste den an Bord befindlichen Häuptling Mainou, diesem zuzurufen, dass man nicht mit ihnen kämpfen wolle. Aber sie erhoben ein Gelächter und fragten: was man denn in ihrem Lande zu suchen habe. Sie schienen ihres Erfolges gewiss zu sein und sich der zu machenden Beute im Voraus zu freuen.

Die Kämpfer kamen nun mit Schreien und Heulen herangezogen und schwenkten muthvoll Bogen und Pfeil. Man feuerte in einiger Entfernung einen Schuss über ihre Köpfe weg, was sie aber nur für einen Augenblick stutzig machte, denn sie näherten sich bald wieder mit erhöhter Wuth. Da schlugen vom Dampfer aus zwei Kugeln in das vordere Ende eines der Canoes ein, und auf der Stelle liessen die Wilden Bogen und Pfeil fallen und erfassten die Ruder, um eiligst die Flucht zu ergreifen.

„Wohl niemals zuvor“, heisst es im Berichte des Reverend M'Farlane, „flogen ihre Canoes schneller über den ruhigen Wasserspiegel dahin, — es war wie eine Regatta. Sie besaßen ohne Zweifel Ueberlegung genug, um sich zu sagen, dass ein Ding, welches durch eine bretterne Wandung schlägt, auch leicht menschliche Körper durchbohren könne, und um diesem Eindruck mehr Nachdruck zu geben, sandten wir ihnen noch einige Flintenkugeln in für sie sicherer Höhe nach. Als sie eine Mile fortgerudert waren, machten sie Halt, wohl um zu berathen, was zu thun sei. Unser Ingenieur Mr. Smit-hurst, der ein sehr geschickter Schütze ist, liess dann mit seiner Büchse eine Kugel in ihrer unmittelbaren Nähe in's Wasser fallen, worauf sie die Flucht fortsetzten, bis sie weit davon in einem ein-

fallenden Creek verschwanden. Ihre Zahl mochte sich auf ungefähr 200 belaufen. Auf unserer Weiterfahrt bemerkten wir, dass mehrere Eingeborene am Ufer uns auf 2 Miles verfolgten.“

Am folgenden Tage, den 9. December, zeigte sich eine vortheilhafte Veränderung in der Vegetation. Hier und da traten Striche grünen Grases auf, verschiedene Palmenarten wurden häufiger, und die wilde Muscatnuss, der Mango- und der Brodfruchtbaum waren nicht allzu selten. Aber Eingeborene kamen uns nicht eher zu Gesichte, als bis man, 24 Miles von dem Orte der letzten Attaque, neben einem kleinen Eilande ankerte, dessen eine Seite gut bewaldet und dessen andere mit Sagopalmen im Ueberflusse bestanden war. Hier ankerte man, um wieder Brennholz zu gewinnen, und der Capitän und Signor D'Albertis begaben sich deshalb mit einigen Matrosen an's Land. Allein kaum waren sie eine Stunde fort, als plötzlich 3 Canoes mit bewaffneten Männern erschienen. Ein auf dem Dampfer gegebenes Alarmsignal rief alle Hände eiligst an Bord zurück. Die Krieger wurden nun stutzig, machten Halt, beriethen mit einander und kehrten dann in ihr Dorf zurück, aber nur um Verstärkung herbeizuholen. Schon nach Verlauf von 2 Stunden kamen 6 Canoes mit 180 Mann, die in ähnlicher Weise, wie die am vorigen Tage, costümiert und bewaffnet waren. Einige blinde Schüsse reichten hin, um sie zu vertreiben. Sie wollten dabei das Eiland umfahren, wahrscheinlich um auf der anderen Seite zu landen und sich im Dickicht zu verbergen. Um dies zu verhüten, wurde ihnen im Schiffsboote, unter Führung des Lieutenant Chester, nachgesetzt, und dabei ward eines der Canoes erobert, welches man zu ihrer Strafe als Brennholz verbrauchte. Die Canoes waren lang, schmal und überaus leicht, aus einer Art Fichtenholz angefertigt, welches zu einer gleichmässigen Dicke von $\frac{3}{4}$ Zoll zerschnitten war.

Die Nacht über brannte man auf dem „Ellangowan“ ein blaues Licht, und liess um 9 Uhr Abends eine Rakete aufsteigen.

Am nächsten Morgen, den 10. December, dampfte man mit der Fluth weiter. Nicht weit von dem Dorfe, dessen Bewohner den Tag zuvor hatten angreifen wollen, liessen sich einige Canoes blicken, aber es waren die gewöhnlichen kleinen und nicht die grösseren, welche beim Kampfe verwendet werden, und die Männer darin trugen auch keine Kriegsrüstung. Zwei Canoes kamen ziemlich nahe, und ein Mann schwenkte grüne Zweige, während ein anderer eine Matte in die Höhe hielt und winkte hinzukommen. Dies konnte nicht gesehen, weil man den Canal des Flusses nicht verlassen durfte, und die Eingeborenen selber wollten sich auf nicht mehr als 600 Yards nähern. Es waren bald 20 Canoes zusammen. Mit einem Fernrohr erkannte man indess, dass mehrere Kriegscanoes mit bewaffneter Mannschaft am Ufer des Flusses hinaufruderten, wahrscheinlich um

einen Vorsprung zu gewinnen, so dass also wohl Verrath im Werke war. Die Eingeborenen folgten dem Dampfer auf 12 Miles und zogen sich dann zurück, jedenfalls weil hier ihr Gebiet endete.

Als man diese bevölkerten Districte hinter sich hatte, wurde der Fluss enger und die Ufer, welche an manchen Stellen bis zu 30 Fuss ansteigen, markirten sich besser. Nach einer Fahrt von 28 Miles wollte man an einem Punkte, wo gutes Brennholz zu haben war, Anker werfen, als man einen Lärm von Eingeborenen vernahm, ohne dass Dörfer und Plantagen zu sehen waren. Der Dampfer legte dann, der Vorsicht halber, am entgegengesetzten Ufer an, und man brannte zur Nachtzeit wieder ein blaues Licht und warf eine Rakete auf.

Am nächsten Morgen wurde ein ähnlicher Lärm gehört, und bald versammelten sich am schön begrasten Ufer an 100 Mann, alle bewaffnet und die meisten mit Federn von Paradiesvögeln geschmückt. Ein Canoe ging ab um zu recognosciren, wollte aber nicht an's Schiff kommen. Die Eingeborenen hier schienen nicht viel Fahrzeuge zu besitzen und waren auch weniger kriegerisch gesinnt. Es handelte sich bei ihnen wohl nur um eine Defensive. Die Matrosen, welche Holz schlugen, wurden dabei nicht gestört, und der Signor D'Albertis konnte sich mehrere Exemplare aus der Fauna und Flora verschaffen.

Ueber diesen Ort hinaus bekam man keine Eingeborene mehr zu Gesichte. Es schien überhaupt, als hätten die Stämme, welche man angetroffen hatte, sich von der Küste aus in's Innere hinauf angesiedelt, und nicht umgekehrt.

Nachdem man Brennholz genug gewonnen hatte, brach man wieder auf und fiel bald in einen Archipel von kleinen hübschen Inseln ein, welche mit Palmen und Schlinggewächsen aller Farben und Formen reichlich bedeckt waren. Es erforderte grosse Mühe und Vorsicht, einen Weg durch diesen Archipel ausfindig zu machen, denn oben wurde der Fluss wieder tiefer und seine Strömung heftiger. Am Sonnabend, den 11. December, ankerte man in 7 Faden Wasser und blieb bis zum nächsten Montage liegen.

Nachdem man sich frisches Brennholz verschafft hatte, ging die Fahrt weiter. Das Land blieb modrig und sumpfig, wenn schon die Gegend etwas offener wurde und die Ufer sich mit einem langen, groben Grase bedeckten.

Der nächste Tag, der 13. December, verfloss ohne besondere Vorfälle, und am Abende ging man an einer scharfen Biegung, welche 150 Miles von der Mündung des Fly entfernt liegt und wo der Fluss eine südwestliche Richtung annimmt, vor Anker. Man fand hier eine Tiefe von 17 Faden (?? — soll wohl heissen „Fuss“). Ein anderer Bericht spricht von 4 Faden.

Während die Matrosen am folgenden Morgen wieder für Holz zu sorgen hatten, ruderten M'Farlane und Lieutenant Chester in einem kleinen Boote den Fly-River noch 6 Miles weiter hinauf, wo sie an ein Eiland kamen, welches sie „Ellangowan Island“ taufte. Dies war der entfernteste Punkt, der erreicht wurde. Der Fluss erstreckte sich in nordwestlicher Richtung fort und seine Tiefe blieb dieselbe.

„Möglich“, sagt M'Farlane in seinem Berichte, „dass wir noch 100 Miles hätten weiter fahren können, ohne Gebirgsland anzutreffen, denn wir konnten 60—70 Miles in die Ferne sehen und entdeckten doch keines. Wir waren indess schon über die bestimmte Zeit hinaus auf der Reise, und unsere Lebensmittel fingen an zu Ende zu gehen. Die Europäer auf dem Dampfer litten an geschwellenen Beinen und ein Theil der Matrosen lag am Fieber darnieder. Der Regen wurde häufiger und heftiger, und die Mosquitos und andere Insecten marterten uns entsetzlich, ungeachtet wir uns über und über mit Kerosin bestrichen hatten. Auch wusste ich nicht, ob die London Missionary Society Willens sei, so weit in's Innere hinein Missionen anzulegen, selbst den Fall angenommen, dass wir in höher gelegener Gegend bevölkerte Dörfer anträfen. Hatten wir doch in den letzten 4 oder 5 Tagen keine Eingeborenen mehr gesehen und auch nur einmal Spuren von ihnen gefunden.“

Aus diesen Gründen beschloss M'Farlane die Rückkehr, welche man schon den nächsten Tag, den 15. December, antrat.

Nichts von Bedeutung fiel vor, bis man an die früheren Dörfer der Eingeborenen gelangte. Sie schickten zwei Canoes ab, die indess bei noch guter Entfernung umkehrten. Das eine kam dann bald wieder zurück, und darin stand ein Krieger mit dem Bogen in der Hand. Alle Zeichen der Freundschaft wies er mit Entschiedenheit von sich, gesticulirte wie närrisch und schoss einen Pfeil auf den Dampfer zu, ohne diesen zu erreichen. Man erwiderte dies Compliment mit einer Kugel, welche dicht neben dem Helden in's Wasser schlug. Dies gab ihm Veranlassung, seine Waffen niederzuwerfen und viel rascher davon zu rudern, als er gekommen war. Nach seiner Landung wurde noch eine zweite Kugel nachgeschickt, und die ganze dortige Gesellschaft flüchtete in den Busch.

Am nächsten Tage gelangte man zu den grossen Dörfern, wo man zum zweiten Male angegriffen wurde. Es waren die grössten, welche man auf der Reise antraf, und die Häuser hatten eine Länge bis zu 500 Fuss. Der Fluss wird hier jedoch viel seichter und enthält zahlreiche Sandbänke. Eine beträchtliche Anzahl Canoes kam bald auf den Dampfer zu, wo man sich aber auf einen ernstlichen Kampf vorbereitet hatte. Ein kleines Canoe recognoscirte.

Man hielt Beile, Messer und rothe Tücher in die Höhe und Mainou rief vergeblich in der Kiwai-Sprache zu, dass man nicht als Feinde, sondern als Freunde gekommen sei. Man legte hierauf allerlei Geschenke in ein Boot, welches man am Tuae fortgehen liess. Diese nahmen die Männer mit grosser Vorsicht an sich und fuhren dann ab.

Als das Canoe zu den übrigen zurückgekehrt war, fand eine Berathung Statt, und darauf kamen sie in Menge bis auf einige 100 Yards Entfernung auf den „Ellangowan“ zu. Alle Versuche, sie an den Dampfer heranzubringen, waren indess umsonst, wohl aber folgten sie demselben. Da man nun an die Stelle kam, dessen Untiefe so viel Schwierigkeiten auf der Hinreise verursacht hatte, so hielt man es für gerathen, sich von ihrer Begleitung frei zu machen. Man warf eine Dynamitladung in den Fluss, dessen Explosion das Wasser schäumen und brausen machte und sie selber so erschütterte, dass die, welche in den Canoes standen, niederfielen, als wären sie getroffen. Natürlich machten sie sich nun eiligst davon.

Schon nach Verlauf von kaum einer halben Stunde gerieth man auf eine Sandbank und sass fest. Die Flut fiel sehr rasch, und man musste eiligst starke Stützen, die man bei sich führte, anbringen, damit sich der Dampfer nicht auf die Seite legte. Bei dieser Gelegenheit brach leider der Schaft der Schraube, und man war damit der Dampfkraft für die Weiterreise beraubt. In dieser bedenklichen Lage befand man sich 75 Miles von der Mündung des Flusses und 200 Miles vom Cape York.

Die Eingeborenen hatten die Reisenden vom Lande aus fortwährend beobachtet, und als der Unfall eintrat, kamen sie ohne Kriegsrüstung und unbewaffnet in kleinen Canoes herangerudert. Ein Canoe ging an den Dampfer und empfing allerlei Geschenke. Auf Versicherung, dass man nichts Böses gegen sie im Sinne habe, näherten sich dann auch noch andere Canoes. Man zeigte ihnen Beile, Messer und andere Sachen und gab zu verstehen, dass man dafür Schweine, Yams u. s. w. einzutauschen wünsche. Darauf gingen sie vergnügt ein, und ein Boot mit Lieutenant Chester und etlichen Matrosen folgte ihnen an's Land und brachte zwei Schweine und etliche Bananen zurück. Dies waren dieselben Eingeborenen, welche die Reisenden auf ihrer Hinreise angegriffen hatten.

Gegen Abend trat Flut ein und das Schiff wurde flott. Nach zweistündiger schwerer Arbeit befand es sich wieder in 3 Faden Wasser, und hier verblieb man die Nacht.

Am nächsten Tage brach man mit der Flut auf, machte jedoch, da es völlige Windstille war, wenig Fortschritte. Zwei Canoes brachten die Häuptlinge der beiden grossen Dörfer an's Schiff, die mit dem Rufe „Mero! Mero!“, d. i. „Friede! Friede!“ an Bord

kamen. Sie verstanden die Kiwai-Sprache, welche die Eingeborenen an der Mündung des Fly-River, mit denen Mainou bekannt war, reden, so dass man sich durch letzteren ganz gut mit ihnen verständigen konnte. Man theilte ihnen den Zweck der Reise mit und versicherte, dass man mit ihnen nicht kämpfen wolle, wiewohl man, wenn angegriffen, darauf gut vorbereitet sei. Auch sie erklärten dann, dass sie nicht mehr an Kampf dächten, und hakten, wie es bei ihnen Gebrauch ist, zum Zeichen der Freundschaft ihren Vorfinger in den der Reisenden. Man gab Jedem ein Beil, ein Messer und allerlei Sachen und trennte sich in vergnügter Stimmung. Ein junger Mann, welcher sich besonders ungenirt auf dem Dampfer bewegte und denselben ohne Furcht in Augenschein nahm, erschrak nicht wenig, als der Reverend M'Farlane ihn vor einen Spiegel stellte.

Tag für Tag arbeitete man sich nun mit der Fluth den Fluss hinunter und bugsirte bei Windstille. Nach Verlauf von 5 Tagen traf man wieder an der Mündung des Fly ein und erreichte dann, nachdem ein günstiger Wind den Dampfer durch die gefährliche Klippengegend geführt hatte, am 27. December Somerset am Cape York. Hier war man in grosser Besorgniss wegen der Reisenden gewesen und hatte schon daran gedacht, ihnen einen kleinen Dampfer nachzuschicken.

II. Die Reise an der Südostküste von Neu-Guinea entlang.

Wir gestehen, dass uns seit langer Zeit keine Entdeckungsreise interessanter erschienen ist, als diese. M'Farlane unternahm dieselbe wieder auf dem Missionsdampfer „Ellangowan“. Er verliess Somerset am 21. März 1876 und kehrte dahin am 6. Mai zurück. Es handelte sich an erster Stelle um Auffindung von Plätzen an der südöstlichen Küste der langen Halbinsel von Neu-Guinea, welche sich für Gründung von Missionsstationen eigneten, aber M'Farlane nützte dieselbe auch in geographischer Beziehung vollauf aus.

Ueber den Anfang der Reise können wir uns in Kürze fassen. Sie ging zunächst über Darnley Island und Yule Island nach dem schon hinlänglich bekannten Port Moresby, wo seit ungefähr zwei Jahren eine Missionsstation unter dem englischen Missionär Lawes besteht.

Von da brach man am 3. April auf, passirte die Basilisk Passage und erreichte am folgenden Tage Hood-Bay, wo man viele Eingeborene beim Fischfang antraf. Man ging in der Nähe eines Dorfes vor Anker, von welchem aus sich bald zahlreiche Canoes um den Dampfer versammelten. Die Bewohner waren, wie M'Far-

lane berichtet, „a fine, healthy, strong and active people“, und verstanden sich dabei ausserordentlich auf Schwatzen.

Am nächsten Morgen holten die 9 Häuptlinge der aus 9 Dörfern bestehenden — gewissermassen — Stadt, welche Kerepunu heisst und gegen 2000 Seelen zählt, die Fremden ab. Die einzelnen Dörfer hingen durch sauber gehaltene Strassen und Gärten mit einander zusammen, und überall gaben sich Fleiss und Reinlichkeit kund. Ein Theil des Volkes betrieb Fischerei, ein anderer legte sich auf Ackerbau. Interessant war es anzusehen, wie geschickt und schnell sie ihr Land umackerten. Eine Anzahl Männer stellte sich in einer Linie auf und stach in demselben Momente zugespitzte Stöcke in die Erde, um diese dann durch die als Hebel wirkenden Stücke aufzuheben und umzuwenden. Bei Anfertigung ihrer Canoes, deren sie viele besaßen, bedienten sie sich vorzüglicher Steinäxte, welche viel besser und brauchbarer waren als die gewöhnlichen Beile, welche die Europäer an die Eingeborenen zu vertauschen pflegen.

Die Bai oder Lagune, in welcher man vor Anker lag, und von der man bisher geglaubt hatte, dass keine Passage durch die Riffe in dieselbe führe, hielt 15 Miles im Umfange, war vom Eingange ab bis zur Mitte 9—10 Faden tief und enthielt guten Ankergrund. Nordnordöstlich mündete ein Fluss ein, an welchen man im kleinen Schiffsboote ruderte, um ihn auf $1\frac{1}{2}$ Miles zu befahren. Sein anfangs östlicher Lauf änderte sich bald in einen nordwestlichen zwischen den Macgillivray und Astrolabe Ranges hin, wie die Eingeborenen sie nannten. An der Mündung zeigte die Tiefe bei Ebbe allerdings nur 2 Fuss, stieg aber dann auf 8 Fuss bei einer Breite von 80 Yards. M'Farlane benannte diesen Fluss den „Dundee“. Kurz bevor er in die Lagune einfällt, bildet er ein ziemliches Bassin.

Man wollte jetzt das Festland, welches der Contance-Insel gegenüber liegt, besuchen und suchte zu dem Ende mit dem Dampfer in eine Bai, eine Bucht oder einen Fluss — man wusste nicht, was es war — einzulaufen. Der Zugang war indess zu flach und man musste $1\frac{1}{2}$ Miles davor vor Anker gehen. Am nächsten Morgen unternahm man die Fahrt im kleinen Boote. Der Eingang war, bis auf eine schmale Wasserstrasse an der östlichen Seite, ganz in der Nähe des 100 Fuss hohen und bewaldeten Bluff, mit 4—6 Faden Tiefe, durch eine querüberliegende Barre versperrt. Nachdem man $\frac{1}{2}$ Mile fortgerudert hatte, gelangte man in eine Lagune, 5 Miles in der Peripherie, an deren Rande das Dorf Aloma mit 50 Häusern auf Pfählen über dem Wasser aufgebaut war. Die Lagune war in der Mitte seicht, dagegen an den Seiten so ziemlich 3 Faden tief, und man benannte sie darum „Shallow Bay“.

Man befuhr sie in nordöstlicher Richtung und entdeckte eine Passage in der Breite einer halben Mile, welche 1 Mile lang in eine prächtige Lagune, mit schöner Umgebung und 4 Miles lang und 2 Miles weit, führte, die den Namen „Marshall Lagoon“ erhielt. Nach Osten zu, in der ungefähren Entfernung einer Mile, lag auf einer Sandbank ein aus 30 Häusern bestehendes Dorf. Da das Wasser hier nur halb so salzig war, so vermuthete man die Mündung eines Flusses. Man fand denn auch bald nach Osten zu einen solchen auf, 3 Faden tief und 20 Yards breit, welcher „Derrit-River“ getauft wurde. Etwa $1\frac{1}{2}$ Miles von der Mündung theilte er sich, und der eine Arm lief südöstlich und der andere nordwestlich. Man fuhr den ersten $\frac{1}{2}$ Mile hinauf, und hier behauptete er noch seine anfängliche Tiefe und Breite. Auf der Rückkehr besuchte man das Dorf an der grösseren Lagune. Die Eingeborenen, von denen man Vegetabilien gegen Perlen eintauschte, waren furchtsame Menschen und zeigten im Ganzen ein klägliches Aussehen.

Von Sallow Bay ging es weiter nach Cloudy Bay, und zwar an der inneren Seite des Barrier Reef entlang, wo man zwischen einem langen Riffe und dem Eugenie-Eilande, nahezu an der Westseite, Anker warf. „Ihren Namen“, bemerkt M'Farlane, „verdient die Bai mit Recht, denn Wolken lagern hier Jahr aus Jahr ein über den dicht bewaldeten Bergen, was ihr ein sehr düsteres Ansehen giebt.“ Nordöstlich von Eugenie Island erhob sich eine kleine, 100 Fuss hohe und 2 Miles im Umkreise haltende Insel, an deren östlicher Seite ein tiefer Kanal in die innere Bai führte. M'Farlane benannte sie „Sewell Island“. Oestlich von dieser und nur durch eine anscheinend tiefe Wasserstrasse, in der Breite von 150 Yards, getrennt, befand sich eine zweite, aber niedrige kleine Insel, $2\frac{1}{2}$ Miles lang, welche man „Percy Island“ benannte. Zwischen diesen beiden Inseln und dem Festlande — eine Entfernung von 3 Miles — breitete sich eine schöne Bai mit 3 Faden Tiefe aus, an deren Spitze ein Fluss einzumünden schien, ohne dass man sich davon weiter überzeugte. Man schlug vielmehr im kleinen Boote, nachdem man die beiden Inseln passirt hatte, eine östliche Richtung ein und entdeckte einen ausgezeichneten Hafen nach Nordost zu, $\frac{3}{4}$ Miles breit, 5—6 Miles lang und 3 Faden tief, und von dicht bewaldeten Bergen, die sich nach den Ufern zu allmählig absenkten, bedeckt. Er wurde „Robertson Harbour“ benannt, und M'Farlane meint, dass er in nicht zu ferner Zeit „the scene of busy European life“ bilden werde.

Der Dampfer fuhr jetzt weiter nach einem Dorfe an der östlichen Spitze von Cloudy Bay, die Colombier Point sein sollte, aber es in der That nicht ist, sondern zwischen den beiden Punkten liegt, welche auf den Karten als Colombier Point und Table Point

notirt sind. Die ganze Südküste der Peninsula bedarf, nach der Aussage M'Farlane's, einer neuen sorgfältigeren Vermessung, da selbst die neuesten Karten uncorrect seien. Am nächsten Tage besuchte man das Dorf. Die Männer bemühten sich eifrigst, die Fremden von ihrem Vorhaben abzuhalten, weil sich ihre Frauen und Kinder zu sehr ängstigen würden, was sie selber aber nicht weniger thaten. Nach langen Verhandlungen gelangte man an's Dorf, welches Dedele hiess, aus 20 Häusern bestehen mochte und mit einer 14 Fuss hohen Pallisadenverschanzung umgeben war. Drinnen befanden sich die Weiber und Kinder und lugten durch die Spalten. Die Fremden erhielten zwar keinen Eintritt, trennten sich aber doch von den Männern in aller Freundschaft, zumal nachdem sie ihnen Bandeisen geschenkt hatten. Die weisse Hautfarbe der Europäer und deren Sonnenschirme waren für sie ein besonderer Gegenstand des Staunens gewesen.

Am Morgen des 13. April begab sich der Dampfer nach Amazon Bay, an deren Mündung sich 5 kleine Inseln, unter denen Toulon die grösste ist, befinden, die durch Riffe meistens mit einander zusammenhängen. Zwischen ihnen und dem Festlande ankert man zu allen Jahreszeiten mit Sicherheit. Die Berge um Amazon Bay sind dicht bewaldet, und einige derselben böschen sich allmählig nach dem Wasser zu ab. Die Eingeborenen, begleitet von ihren Frauen und Kindern, eilten in ihren Booten herbei, um sich Bandeisen zu holen.

Als man Amazon Bay auf der Ostseite verliess, glaubte man eine grosse Insel wahrzunehmen, wenigstens konnte man durch die Wasserstrasse, welche sie vom Festlande abtrennte, so ziemlich durchsehen. An den Bergen und Hügeln lagen viele Dörfer, und Rauch zeigte sich überall. Man fand überhaupt von hier bis zu den China Straits eine sehr dichte Bevölkerung an der Küste vor, die auch zugleich intelligenter und frischeren, gesunderen Aussehens war. Man fuhr zwischen Dufaure Island und dem Festlande hin, wo sich guter Ankergrund findet, und bemerkte bald eine Oeffnung vor sich, welche wie der Eingang in eine Lagune oder tiefe Bucht aussah. Dieselbe erwies sich als ein ausgezeichneter Hafen, 8 Miles lang, 4 Miles breit und 8—10 Faden tief, und mit modrigem Grunde. Am Ufer lief meistens ein sandiger Strand hin, mit Cocosbäumen und Dörfern besetzt. Man ankerte gegen die Mitte des Hafens, den man „Mullens' Harbour“ benannte, nicht weit vom Lande, und zahlreiche Canoes kamen bald mit Eingeborenen angefüllt herbei, die zwar friedliche, lustige Menschen waren, aber so viel Lärm machten, dass man froh war, als sie am Abend den Dampfer verliessen. „Bandeisen“ war die allgemeine Loosung. Am nächsten Morgen kamen sie in 18 Canoes mit allerlei Vegetabilien

zum Verkaufe wieder. Eine Anzahl dreister Burschen zeichnete sich durch diebische Fertigkeiten aus und wollte Alles, was frei in die Hände fiel, in die Canoes packen. Natürlich musste man ihnen hier hindernd in den Weg treten, und da M'Farlane daraus Verwickelungen fürchtete, so gab er Befehl zum Aufbruche und der Dampfer machte sich, zum Verdruss der Eingeborenen, davon. Bei der Ausfahrt aus dem Hafen begegnete man noch vielen Canoes, allein man kümmerte sich nicht weiter um sie.

Die Orangerie Bay ist sehr dicht bevölkert, dichter als irgend eine andere Gegend an der Küste, welche man bisher besucht hatte, und M'Farlane ist der Meinung, dass hier das wichtigste Terrain, sowohl für Missions- als für Handelszwecke, an der Südküste der Halbinsel liege.

Oestlich von Eagle Point existiren zahlreiche Baien und häufiger sandiger Strand mit vielen Dörfern, und die umliegenden Hügel zeigten thätiges Culturleben an. Ein heftiger Südostwind veranlasste das Einlaufen in eine, wie sie von ferne aussah, Bai, 1 Mile westlich von den Roux Islands gelegen, um dort Schutz zu suchen. Es war in der That eine sehr schöne, völlig glatte Bai. Man steuerte nördlich bis zur Mitte und dann östlich, und gelangte in eine herrliche Bucht, sicher gegen alle Winde und von hübschen Hügeln umgeben, an deren Fusse sich sandiger Strand, Gruppen von Cocosbäumen und drei Dörfer ausbreiteten. Man benannte sie „Isabel Cove“. Die Einfahrt in dieselbe markirt sich durch einen sofort in die Augen fallenden eigenthümlichen, ungefähr $\frac{1}{2}$ Mile vom Lande gelegenen Felsen an der Ostseite der Bai, welcher Runcie Rock getauft ward. Die Bewohner, weniger zahlreich als in Orangerie Bay, waren stille, friedliche Leute und boten allerhand Vegetabilien und Curiositäten gegen Bandeisen zum Verkaufe an. Ihren Todten beweisen sie, was M'Farlane lobend hervorhebt, eine besondere Aufmerksamkeit, indem sie dieselben in Grabmälern begraben, die von einer Mauer und Anpflanzung umgeben und rein gehalten werden. Auch war es hier zuerst, dass man eine auffällige Art Canoes antraf, welche sorgfältig gearbeitet, mit weissen Muscheln, Bändern und in Holz geschnitzten Vögeln verziert waren und an beiden Enden in schwanenhalsartigen Krümmungen ausliefen. Nur die Grundfläche der Schnitzerei war manchmal schwarz oder roth bemalt, und das sonst ganz weiss angestrichene Canoe nahm sich in einiger Entfernung recht hübsch aus. Die Eingeborenen scheinen überhaupt die Schnitzerei sehr zu lieben. Ihre Töpfe, Löffel, Stäbe, Keulen, Speere, Canoes, Ruder und alle ihre Zierrathen legen Zeugniß von ihrer Geschicklichkeit darin ab, und Alles, mit Ausnahme der Canoes, konnte man von ihnen gegen Bandeisen erhandeln.

Indem man nun die Fahrt nach Osten zu fortsetzte, kam bald eine Insel in Sicht, welche man für „Tree Island“ hielt, die sich aber als „Wedge Rock“ ergab. „Es existirt“, heisst es im Berichte M'Farlane's wörtlich, „von der westlichen Spitze von Farm Bay ab keine Insel, wie auf den meisten Karten angegeben ist. Dieser Umstand kann Schiffer leicht irre führen, da es 8 Miles davon allerdings eine giebt, welche ganz genau der Beschreibung entspricht, die man bisher von dem sogenannten Südcap (South Cape) von Neu-Guinea gegeben hat. Letzteres steht jedoch in gar keiner Verbindung mit dem Festlande, sondern bildet vielmehr eine Insel, zwischen welcher und der eigentlichen Küste wir durchfahren. Wir liefen zwischen Rugged Head und Wedge Rock in die Bai ein, dampften 3 bis 4 Miles fort und gelangten dann in eine schöne Wasserstrasse von der Breite einer halben Mile und der Tiefe von 5 Faden, welche uns in die „Catamaran Bay“ führte“. Was man bisher für das Südcap gehalten, benannte M'Farlane mit „Stacey Island“. Die Insel ist dreieckig geformt, vier Miles lang, hügelig — die höchste Spitze liegt 600 Fuss über dem Meeresspiegel — und bevölkert.

M'Farlane glaubt, dass auch Rugged Head nichts weiter sei als eine Inselbildung, doch fehlte es ihm an der nöthigen Zeit, diese Frage zur Lösung zu bringen, und er fügt hinzu: „the southernmost extremity of New Guinea cannot yet be fixed with certainty“.

Die nächste Nacht ankerte man westlich von den Leocadie Islands und sah sich bald von vielen Canoes umgeben, und eben so auch am folgenden Morgen in aller Frühe. Die Eingeborenen baten inständigst um Bandeisen, von dem man aber nur noch sehr wenig an Bord hatte. Wer diese Küsten bereisen will, sollte sich, wie M'Farlane bemerkt, mit Stücken guten dicken Bandeisens von 6 Zoll Länge und $1\frac{1}{2}$ Zoll Breite und an einem Ende geschärft, in Menge versehen. Damit kann er so viel Vegetabilien und Curiositäten sich verschaffen, wie er nur haben will.

Man erreichte nun die China Straits. Drei Miles westlich von Heath Island in westlicher Richtung lag eine Insel dicht am Festlande, 300 Fuss hoch und $\frac{3}{4}$ Miles lang. Auch nördlich von Heath Island entdeckte man zwei kleine Inseln, welche bei niedriger Ebbe fast mit einander zusammen hängen und mit Cocosbäumen bestanden und bewohnt waren. Heath und Hayter Islands schienen dicht bevölkert zu sein, und viele Canoes aller Art kamen von da her an den Dampfer und verlangten Bandeisen, welches man aber nicht mehr hatte. Auch am folgenden Tage trafen 12 grosse weisse Canoes, wie wir sie oben erwähnten, und andere kleinere ein und hatten wieder dasselbe Anliegen.

Die Reise endete hier. Gern hätte M'Farlane seine Forschungs-

reise noch weiter fortgesetzt, allein er erinnerte sich, dass er als Missionär reiste und Missionszwecke verfolgen sollte, und diese waren erreicht. Er hatte gut gelegene Plätze mit starker und friedlicher Bevölkerung aufgefunden und wollte nun in nächster Zeit in den China Straits eine Missionsanstalt anlegen, welche sich dann allmählig mit der in Port Moresby schon bestehenden in Verbindung setzen sollte. „The eastern end of the peninsula, with its islands in the vicinity, including the D'Entrecasteaux Group, will form a much finer field of missionary operations than the Gulf, with its dangerous navigation, deadly fever, and savage cannibal inhabitants“, schliesst M'Farlane.

Der Dampfer kehrte nach Port Moresby zurück und blieb hier eine Woche lang liegen, während welcher Zeit Missions- und andere Angelegenheiten in Ordnung gebracht wurden. Die Rückkehr nach Somerset, wo man am 6. Mai wieder glücklich anlangte, ging über Yule Island, unmittelbar vor Robert Hall Sound gelegen. Hier hielt sich seit einiger Zeit der Dr. James auf, ein junger amerikanischer Naturforscher, welcher die vorjährige Macleay-Expedition nach Neu-Guinea als Schiffsarzt begleitet hatte, um naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen. Anhaltende Fieber hatten seine Gesundheit sehr herunter gebracht, und er ging daher mit dem Dampfer nach Somerset zurück, um sich wieder zu kräftigen. Einigermassen hergestellt begab er sich mit einem Diener wieder nach Yule Island, um seine Sammlungen fortzusetzen. Leider geht uns nun mit der letzten Octoberpost aus Australien die Nachricht zu, dass dieser eifrige Naturforscher am 23. August 1876 von Eingeborenen Neu-Guinea's ermordet worden. Es lag bei Yule Island um diese Zeit der kleine Schoner „Mayri“, welcher einem Schweden, Namens Charles Thorngren, gehörte, der hier mit sieben Insulanern, die er in der Torresstrasse engagirt hatte, Perlfischerei betrieb. Am frühen Morgen des 23. August kamen von der nahen Küste Neu-Guinea's zwei Canoes gefahren, deren Insassen mit Speeren und Keulen bewaffnet waren. Man glaubte keine Gefahr darin zu erblicken, und Dr. James ging an das eine Canoe, um angebotenen wilden Yams zu kaufen. Als er sich bückte, erhielt er einen furchtbaren Schlag mit einer Keule an den Kopf. Zwar konnte er noch mit seinem Revolver den Häuptling niederschliessen, allein gleichzeitig fuhr ihm ein Speer in den Hals und tödtete ihn auf der Stelle. Auch der Schwede Thorngren wurde gleichzeitig gepackt, um ins Canoe geschleppt zu werden. Er fiel dabei von einem Speere in der Seite getroffen, ins Wasser und sank unter. Die Mannschaft des „Mayri“, die 7 Insulaner, kämpften verzweifelt mit allem was gerade zur Hand war, bis sie sich aus dem Schoner Revolver verschaffen und schiessen konnten. Da sprangen die Angreifer ins Wasser und tauchten unter, um so die Küste zu erreichen.

Die 7 Insulaner brachten nun den Schoner nach Somerset am Cape York und begruben auf der Reise den stark in Verwesung übergegangenen Leichnam des Dr. James auf einer Sandbank. Die Leiche des Schweden hatten sie aus dem morastigen Meeresgrunde nicht auffischen können. Auch von ihnen waren ihrer zwei durch Speere und einer mit einer Keule verwundet worden. Als der Schoner in Somerset eintraf und die traurige Nachricht überbrachte, schickte M'Farlane sofort das Fahrzeug unter Führung des Captain James Runcie, nach Yule Island zurück, um den dortigen Missionslehrer und dessen Familie, so wie den früheren Diener des Dr. James abzuholen. Diese hatten sich die Zeit über in der grössten Lebensgefahr befunden und wären sicherlich ermordet worden, hätte sie der Häuptling auf Yule Island nicht mit den Seinigen treu beschützt.

Besser erging es dem Mr. Octavius C. Stone aus London, auf welchen wir schon im Jahrgang 1876. S. 21 dieser Zeitschrift hindeuteten. Er war von der London Geographical Society dem Rever. M'Farlane bestens empfohlen worden, und es lag in seiner Absicht, einen Theil des östlichen Neu-Guinea's zu bereisen und dabei naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen. Nachdem er die Forschungsreise des Rever. M'Farlane auf dem Baxter oder Mai Kassa Flusse mitgemacht hatte, gewährte ihm der Missionär auf seiner nächsten Missionsreise freie Fahrt nach Port Moresby, im Osten des Papua - Golfes. Begleitet von drei Engländern erforschte er dann von hier, und zwar von Anapata aus, einem Dorfe der Eingeborenen, den Fluss Laroki und trat darauf eine Inlandreise nach dem Fusse des Mount Owen Stanley, welchen die Eingeborenen aber Birika nennen, an. Auffälliger Weise war die niedrig gelegene Gegend der Küste ungewöhnlich kahl, ja fast öde, und Grasland, Bananen und Cocosnüsse sehr selten. Als jedoch das Land zu steigen anfing und der freie Lauf des Wassers behindert wurde, bekleideten sich die Höhen mit üppiger, tropischer Waldvegetation. Die Reisenden versichern, dass das Land am Fusse der Berge sich für die Cultur von Zuckerrohr, Indigo und überhaupt von allen tropischen Erzeugnissen vorzüglich eigne. Die Eingeborenen legten die freundlichste Gesinnung an den Tag, und man hatte keinerlei Schwierigkeiten mit ihnen zu überwinden.

Wir wollen, bevor wir Neu-Guinea verlassen, noch in Kürze der neusten Reise des Signor L. M. D'Albertis auf dem Fly Flusse gedenken. Dieser eminente Naturforscher ist seit längerer Zeit mit Forschungen und Sammlungen auf Neu-Guinea beschäftigt gewesen und betheiligte sich auch, wie wir schon oben erwähnten, an der

Fly-Expedition des Reverend M'Farlane, welche aber nur 150 Miles hinaufgelangte. Die weitere Erforschung dieses Flusses lag ihm warm am Herzen. Er vermochte die Regierung der Colonie Neu-Süd-Wales, ihm den kleinen Dampfer „Neva“ für ein solches Unternehmen frei zu leihen, und aus Sammlungen, welche reiche Colonisten in Sydney veranstalteten, flossen ihm noch ungefähr £ 500 baar zu. Damit unternahm er die Reise. Es lag in seiner Absicht, den Fly soweit hinaufzufahren, als es die Tiefe desselben zuliess, und dann über Land die Quellen aufzusuchen. Von da aus wollte er dann durch das Innere der grossen Insel bis an die Südküste zu Fuss wandern. Es wird uns nun mit der letzten Octoberpost kurz berichtet, dass D'Albertis allerdings noch 350 Miles über den Punkt hinausgefahren sei, welchen M'Farlane erreicht hatte, dass aber die zahlreichen Eingeborenen eine solche Feindschaft an den Tag legten, dass es unmöglich war, einen freundlichen Verkehr mit ihnen einzuleiten. D'Albertis musste also seine übrigen Pläne fallen lassen und mit dem Dampfer zurückkehren. Die Reise brach in $5^{\circ} 30'$ südlicher Breite und $141^{\circ} 30'$ östlicher Länge Gr. ab, denn hier war die Strömung des Wassers so heftig — gegen 7 Seemeilen in der Stunde —, dass der kleine Dampfer dagegen machtlos wurde. Auf der Rückfahrt befuhr man dann noch auf 40 Miles einen von Nordwest herkommenden Nebenfluss, welcher 70 Miles vom Endpunkte der Reise in den Fly mündet. Weiter hinauf war derselbe nicht mehr schiffbar. Die eigentliche Gebirgsgegend, wo der Fly wohl seinen Ursprung nimmt, sah man in weiter Ferne nach Nordwest zu liegen. Das Land zu Seiten des Flusses blieb niedrig und sumpfig mit vielen Lagunen, und der Pflanzenwuchs bot kaum etwas Anderes dar als Sumpfgas. Nur auf den letzten 70 oder 80 Miles wurde es hügelig — die höchste Ansteigung mochte 225 Fuss bemessen —, und die Vegetation reichhaltiger, namentlich auf den Abhängen. Da man sich bei der durchweg feindlichen Haltung der Eingeborenen auf die Wasserroute beschränken musste, so erreichten die naturwissenschaftlichen Sammlungen keinen grossen Umfang. An Mineralien wurde äusserst wenig aufgefunden, aus dem Thier- (Vögel, Insekten, und Fische) und dem Pflanzenreiche wenigstens einige interessante Exemplare. Ein wichtiger Fund, über den D'Albertis sehr erfreut war, bestand in 40 Menschenschädeln beider Geschlechter und jeglichen Alters. Sie sind sämmtlich, mit Ausnahme derer von Kiwai, dolichocephal. Die Eingeborenen, welche man sah, gehörten noch der gelben, also der östlichen Race von Neu-Guinea an, und Einzelne unter ihnen waren auffällig hochgelb. Sie verriethen einen gewissen Grad von Civilisation und cultivirten auf Plantagen Bananen, Taro und Taback.

Die Stellung Neu Guinea's unter englische Hoheit wurde in Australien eine Zeit lang als eine Frage angesehen, welche mit der zukünftigen Sicherheit der australischen Colonien in engstem Zusammenhange stehe. Und dies um so mehr, als man sich eingeredet hatte, dass Fürst Bismark damit umgehe, diese Insel unter deutsche Botmässigkeit zu bringen. Und doch dürfte es wohl sicher sein, dass dieser Staatsmann weder dieses noch so manches andere ihm angedichtete Colonisations-Project in Oceanien je in sich hat aufkommen lassen.

Ein Project, wie Lieutenant Armit und die sogenannte „New-Guinea Land Trading and Colonisation Company“ in London vorhatte: die Eingeborenen Neu-Guinea's aus dem Besitze ihrer Ländereien zu vertreiben, war baarer Unsinn. Dieser Abenteurer schreibt an den London Standard: Zahlreiche Freiwillige haben sich mir zur Verfügung gestellt, welche „depend on the success of the expedition for any remuneration they may obtain, which in all cases will be a certain amount of Land“. Mit Raub zur Grundlage würde eine derartige Expedition sicher in Blutvergiessen und Gemetzel geendet haben. Nur die vollständigste Unkenntniss der Insel, ihrer kampflustigen Racen und ihres Klima's, welches einer europäischen Ansiedelung bald den Tod bringen würde, kann ein so tollkühnes Unternehmen erfinden und gutheissen. Man hat sich denn auch durch die ungünstigen Resultate der neuesten Reisen belehren lassen, und gegenwärtig wird in Australien kaum noch von einer Ansiedelung oder Annectirung Neu-Guinea's gesprochen. Während wir diese Zeilen schreiben, läuft ein Bericht aus Port Moresby vom 25. October 1876 bei uns ein. Derselbe beginnt: „At Port Moresby we found the state of matters rather disheartening“. Der dortige Missionär Rever. Mr. Lawes hatte sein Kind verloren, und er und seine Frau lagen am Fieber darnieder. Noch andere Sterbefälle waren unter den wenigen Residenten vorgekommen, und die noch lebenden Europäer waren ohne Ausnahme vom Fieber befallen. „Es ist Port Moresby“, schliesst der Bericht, „ein sehr ungesunder Ort.“ Aber so ist es an der ganzen Küste von Neu-Guinea, und das Innere der Insel kennt man noch nicht.

Wir verlassen jetzt Neu-Guinea und wenden uns zum australischen Continente. Hier haben wir es vor allen Dingen mit der

Fünften Reise des Mr. Ernest Giles

zu thun. Dieser ausgezeichnete Australien-Reisende war auf seiner vierten Reise, welche wir in Jahrgang 1876. S. 161 ff. dieser Zeitschrift ausführlich erzählt haben, von Port Augusta aus zunächst nördlich

und dann, zwischen dem 29. und 30. südlichen Breitengrade entlang, durch den grossen unbekanntem Westen nach der Meeresküste zu gezogen. Die Kosten dieser Reise flossen aus den reichen Mitteln des Honorable Mr. Thomas Elder in Adelaide, die Resultate entsprachen aber in keiner Weise den Mühen und Gefahren der Reise. Giles hoffte unter höheren Breiten bessere Erfolge zu erzielen und erklärte sich dem Mr. Elder gegenüber bereit, die Rückreise von West-Australien nach Süd-Australien wieder über Land auszuführen, und zwar zwischen den bisher noch nicht betretenen 24. und 25. Breitengraden entlang. Elder zögerte keinen Augenblick und gab mit der ihm eigenen Liberalität, wenn es sich um gute Zwecke handelt, auch für diese neue Expedition die Geldmittel gern her.

Die Kameele, die sich auf der letzten Reise so glänzend bewährt hatten, dienten abermals als Schiffe für die neue Wüste, welche wahrscheinlich zu durchwandern war. Auch das begleitende Personal war dasselbe geblieben, mit Ausnahme des Mr. Yesse Young und des Mr. W. H. Tietkins. Ersterer war nach England zurückgekehrt, und letzterer nach Adelaide, um dort als Feldmesser in das Kronlandbureau einzutreten. Dem Mr. Giles zunächst stand Mr. Alexander Ross als Zweiter im Commando, ein Sohn des australischen Forschers Ross, über dessen Reise in den Westen wir in Jahrgang 1875. S. 343 ff. dieser Zeitschrift berichtet haben. Peter Nicholls, einer der gutmüthigsten Menschen der Erde, wie ihn Giles bezeichnet, diente als Koch; der Afghane Salee hatte die Kameele zu besorgen und versah diesen Posten mit Auszeichnung, und der eingeborene Knabe Tommy Oldham, welchen Giles auf seiner dritten Reise von Fowler's Bay mitgenommen und der auch die vierte Reise mitgemacht hatte, bewies sich ungemein nützlich.

Die Reise nahm am 18. November 1875 von Perth aus, der Hauptstadt der Colonie West-Australien, ihren Anfang. Die Caravane bewegte sich zunächst in nördlicher Richtung nach Champion Bay in $28^{\circ} 42'$ südlicher Breite. Man berührte auf dem Wege dahin angesiedelte Districte und nahm überall viele Beweise der Aufmerksamkeit und Anerkennung entgegen. Von Champion Bay aus zog man östlich und machte den ersten Halt auf der Viehstation des Honorable Mr. Burgess, eines liebenswürdigen älteren Herrn, bei dem man eine vorzügliche Gastfreundschaft fand. Von da aus ging es in nordöstlicher Richtung weiter, bis man, nach einem Marsche von 140 Miles, die Schäfereibesitzungen von zwei Neffen des vorgenannten Mr. Burgess erreichte. Es war der entfernteste Posten der Civilisation, dahinter lag eine unbekanntes Wildniss. Mr. Burgess liess es sich nicht nehmen, die Reisenden bis $27^{\circ} 7'$ südl. Br. und $116^{\circ} 40'$ östl. L. Gr. zu begleiten, wo er sich endlich am 10. April verabschiedete.

Man nahm jetzt, über Mount Gould in $26^{\circ} 46'$ südl. Br., eine ziemlich nordöstliche Richtung bis zum 24. Breitengrade hinauf. Hier verfolgte man den Ashburton River bis zu seinen Quellen und bestimmte die Wasserscheide der westlichen Flüsse. Giles wollte gründlich zu Werke gehen und legte am Ashburton ein Depôt an, von wo aus er bis zum 23° südl. Br., dem Ende der Wasserscheide, hinaufforschte. Man war bisher in geographischen Kreisen der Ansicht gewesen, dass eine Wasserscheide, von welcher so viele Flüsse nach Westen zu auslaufen, sicher auch östliche Läufe speisen würde. Giles bezog dies insbesondere auf die Quellen des Ashburton, des bedeutendsten unter den westlichen Flüssen, und glaubte, dass dieselben auch einen Fluss nach Osten zu ausschickten, welcher vielleicht bis zum Salzsee Amadeus reichte, den er auf seiner Reise, (vergl. Jahrgang 1875, S. 349) entdeckt hatte. Aber diese Hypothesen bewahrheiteten sich in keiner Weise, und eben so wenig die Vermuthung, dass die westlichen Hauptflüsse von Nordost her flössen, denn alle zeigten eine südöstliche Richtung. Es muss also wohl vom Inlande aus eine Senkung nach Nordwest zu stattfinden. Die Wasserscheide bestand einfach in einer Masse hügeligen Landes, welches in $120^{\circ} 20'$ östl. L. Gr. in eine grosse östliche Wüstenebene ausläuft. Bis zur Wasserscheide war man über rauhes Hügelland mit steinigem Boden gekommen, welches zu passiren für die Kameele grosse Schwierigkeit hatte. Von hier ab wurde nach Osten zu bis zum Rawlinson Range in 127° östl. L. Gr. kein einziger Wasserlauf aufgefunden. Während Giles sich auf seiner letzten Reise durch den Westen durch das dichteste Scrub durcharbeiten musste, fand er jetzt die Wüste zwar offen, aber mit Spinifex oder Stachelschweiggras bestanden. Dieselbe hielt, ohne Unterbrechung, bis zu den Albert Marie Ranges, einem keineswegs hohen Gebirge mit schlechter Umgegend, an. Darauf hoben sich niedrige Sandhügel ab, welche sich in der Regel kahl zeigten, manchmal aber auch oben felsig und mit wenigen Mulga Sträuchern bestanden waren. Das Reisen durch Spinifex (*Festuca irritans*) ist immer eine grosse Plage. Das Gras schneidet den Thieren die Füße so wund, dass sie bluten, und die scharfkantigen und spitzen Körner der Aehren dringen mit Leichtigkeit durch die Kleidung und in die Haut, als ob sie Leben hätten. Auch die Thierwelt hatte sich aus dieser trostlosen Wüste geflüchtet, denn was man davon sah, waren nur einige ganz erbärmliche Wallabies (*Halmaturus*). Eingeborene kamen von Mount Gould bis zum Petermann Range, wo sie sich freundlich benahmen, nicht zu Gesichte, nur Spuren von ihnen wurden hier und dort bemerkt, und der Versuch, sie durch Feuerrauch herbeizulocken, blieb ohne Erfolg. In der Mitte der Wüste schlug man einmal eine nördliche Richtung über den 24. Breitengrad hinaus

ein, um sich zu überzeugen, ob nicht dort Gebirgsland existire, aber es blieb, wie zuvor. Am westlichen Rande der Wüste gelang es, aus einem zehn Fuss tiefen Brunnen, den man gegraben hatte, Wasser zu erlangen, von da ab gab es auf der Strecke von 400 Miles kein permanentes Wasser mehr. Warburton, dessen Reiseroute zwischen den 20. und 22. Breitengraden lag, hatte doch noch gelegentlich einen Brunnen der Eingeborenen aufgefunden, der ihm Hülfe brachte, auf einen solchen stiessen aber unsere Reisenden nirgends. Es war ein Glück, dass es zuvor geregnet hatte. Dadurch wurde es möglich, sich aus wenigen Regenpfützen, die sich auf lehmigem Boden (claypans) angesammelt hatten, etwas Wasser zu verschaffen. Einmal musste man zehn Tage lang reisen, ohne auch nur einen Tropfen aufzufinden, und in dieser Zeit crepirte eine alte Kameelkuh vor Erschöpfung. Alle Reisenden wurden, bevor der Regen im Mai eingetreten war, von Augenentzündung befallen, und Mr. Giles hatte noch später einmal daran zu leiden. Er bezweifelt, dass, hätte es nicht zuvor geregnet, die Wüste überhaupt zu passiren gewesen wäre. Erst als man die auf manchen Strecken schon bereisten gebirgigen Gegenden Central-Australiens nach dem Ueberlandtelegraphen zu erreichte, trat grosse Erleichterung ein. In den Rawlinson- und Petermann-Ranges hatte es geregnet; darüber hinaus herrschte aber wieder Dürre und diese nahm zu, je weiter man nach Osten zu vorrückte.

Endlich stiess man auf den Ueberlandtelegraphen, und zwar in der Nähe von Mount O'Halloron am Neales Flusse und sechzig Miles von der Peake Station, wo man am 23. August 1876 anlangte. Diese liegt westlich vom oberen Lake Eyre in $28^{\circ} 5'$ südl. Br. und 636 Miles nordnordwestlich von Adelaide. Am 15. September traf man in Blinman ein, wo den Reisenden die erste öffentliche Ovation von den Einwohnern dargebracht ward. Erst am Morgen des 26. September verliess man Blinman und erreichte am folgenden Abend the Burra (Kooringa), in welcher Kupferminenstadt ihnen neue Aufmerksamkeiten entgegen gebracht wurden. Von hier ab benutzte man die Eisenbahn, um sich über Gawlertown, wo es wieder Empfangsfeierlichkeiten gab, nach Adelaide zu begeben.

Der Empfang in Adelaide war so weit ein herzlicher. Dennoch vermissen wir bedauerlicher Weise diejenige Aufmerksamkeit, durch welche man sonst in Australien Männer, die Grosses vollbracht haben, auszuzeichnen pflegt, — wir meinen ein öffentliches Bankett, auf welchem die einflussreichsten und angesehensten Colonisten die zu feiernde Person durch ihre Gegenwart ehren. Lag der Grund in der jetzigen, sehr heterogenen Regierung der Colonie?? Kurz, die ganze Ovation am 29. September bestand in einer freundlichen Begrüssung der Reisenden im grossen Saale des Rathhauses von

Seiten des Mayor, der Stadtverordneten und sehr vieler anderer Colonisten. Das Ministerium und das Parlament glänzten dabei durch ihre Abwesenheit. Mr. Giles antwortete auf die ihm überreichte Adresse und auf die Rede des Mayor, Mr. Caleb Peacock, mit grosser Bescheidenheit. „Ich war blos ein Wanderer, ein Planet mit erborgtem Lichte“, sprach er, „hier neben mir sitzt Mr. Thomas Elder, der sollte der Fixstern Ihrer Aufmerksamkeit sein. Die Ehre, welche Sie mir und meinen Gefährten erweisen, gebührt ihm!“ Und dann fuhr er fort: „das Leben eines Explorers, welches ich nun Jahre lang durchgelebt habe, ist keineswegs ein angenehmes, denn die Entbehrungen, Prüfungen und Gefahren, die immer wieder in neuer Form darin auftreten, sind so gross und mannigfaltig, dass man es einen continuirlichen Kampf mit der Natur nennen kann“.

Was diese neuste Reise des Mr. Ernest Giles ergeben hat, lässt sich in zwei Hauptpunkte zusammen fassen:

- 1) sie hat uns mit dem Charakter der westlichen Wasserscheide Australiens bekannt gemacht, und
- 2) sie hat dargethan, dass zwischen dieser Wasserscheide und dem Gebirgslande nach dem Ueberlandtelegraphen zu, zwischen den 24. und 25. südlichen Breitengraden entlang, sich nichts weiter befindet, als eine grosse wasserlose Spinifex-Wüste ohne allen Culturwerth. Agricultur und Weideland existirten nirgends.

Damit wären wir mit dem grossen Westen Australiens in's Reine gekommen. Warburton's nördliche Durchreise zwischen den 20. und 22. Breitengraden, die letzte Reise von Giles zwischen den 24. und 25.^o, die von John Forrest so ziemlich am 26^o entlang und die frühere von Giles zwischen den 29. und 30.^o haben alle dasselbe Resultat geliefert: dass der grosse Westen des australischen Continents ein grosses wasserloses Wüstenland ist, bald offen und mit Spinifex bestanden, bald mit dem dichtesten, kaum passirbaren Scrub bedeckt. Cultur wird hier nie Eingang finden, und die Colonie West-Australien, welche dem Umfange nach (978,299 Quadrat Miles) die grösste unter den fünf Colonien des Continents ist, wird eine Küstenansiedelung bleiben und ihr Gebietsreichthum ohne Werth für sie sein.

Auch eine neuste Reise des Mr. Alexander Forrest um die Mitte des Jahres 1876 hat zu demselben traurigen Resultate geführt. Dieser westaustralische Forscher, ein älterer Bruder des bekannten John Forrest und Begleiter desselben auf seinen beiden Reisen von West-Australien nach Süd-Australien über Land, war von der westaustralischen Regierung beauftragt worden, eine Forschungsreise

nach Osten zu, ungefähr am 31. Breitengrade entlang, zu unternehmen, um nach Weideland zu suchen. Er kam eine gute Strecke über die Hampton Plains hinaus und legte mehr denn 400 Miles zurück, als er sich aus Mangel an Wasser zur Umkehr gezwungen sah. Wüstenland fand er, aber kein Weideland.

Von Port Darwin aus begab sich eine Reisegesellschaft, geführt von Mr. Budson, über Land nach Queensland und traf 20. September glücklich in Georgetown ein. Zwischen Port Darwin und dem oberen Roper R., und ganz besonders in den Gegenden, welche zum Gebiete der Catherine und Mary Flüsse gehören, fand man ausgezeichnetes Weideland. Dann passirte man 150 Miles jenseit des Roper eine 200 Miles lange recht schlechte Gegend mit spärlichem Graswuchs, worauf sich das Land bis Burketown wieder besserte; dasselbe war aber Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Reise betrug 1600 Miles, und begegnete man auf der ganzen langen Strecke sehr wenig Eingeborenen.

Von dem Katharine R., einem der schönsten Flüsse im Northern Territory der Colonie Süd-Australien, an welchem die 203 Miles von Port Darwin entfernte Katharine Station des Ueberlandtelegraphen liegt, wusste man bisher nicht viel. Nur das war bekannt, dass auf den wenigen Miles, welche in der Nähe der Station an diesem Flusse entlang bereist waren, sich vorzüglicher Boden befand, der unbedingt zu dem besten auf der ganzen Linie des Ueberlandtelegraphen gehört. Der weitere Lauf des Flusses, der Ort seiner Mündung in die See u. s. w. waren noch nicht erforscht. Der jetzige Government-Resident des Northern Territory, Mr. Price, organisirte deshalb, unter Führung des Mr. G. R. McMinn, eine kleine Reisegesellschaft, welche die Flüsse Katherine und Daly bereisen, die umliegende Gegend erforschen und namentlich auch die Höhenzüge auf goldhaltigen Quarz untersuchen sollte. Mc Minn kehrte mit seinen Begleitern im November 1876 nach Port Darwin zurück. Ueber das Resultat seiner Reise wurde sofort Folgendes nach Adelaide telegraphirt:

„Wir verfolgten den Katharine auf 240 Miles seines Laufes, und es ergab sich, dass derselbe mit dem Daly R. identisch ist. Wir überschritten ihn dann, um nach Westen und Süden Forschungen anzustellen, und fanden, dass der bei weitem grösste Theil dieser Gegend von sehr geringem Werthe ist, wiewohl darin ausgedehnte Lagunen und perennirende Wasserläufe existiren. Wir kamen auf viel hohes und rauhes Inselland, welches mit Scrub

(Akaziendickicht) und Spinifex (Stachelschweingras) bestanden war. Nur einen einzigen Block Land, im Umfange von ungefähr 700 englischen Quadratmeilen, entdeckten wir, welcher wirklich guten Boden mit fetter, schwarzer Erde enthält. Derselbe beginnt 25 Miles südwestlich von der Telegraphenstation, breitet sich von da nach Westen und Norden zu aus und ist mit Quellen reichlich versehen. Die zahlreichen Eingeborenen zeigten sich recht lästig.

In Trinity Bay, in 16° 38' südlicher Breite an der Ostküste der Colonie Queensland, ist Ende September 1870 ein unbekannter Fluss, welcher dort einmündet, entdeckt worden. Derselbe ist in der Richtung nach dem Hodgkinson R. zu, wo neuerdings Quarzgoldfelder aufgefunden sind, bis auf eine Mile vom aufsteigenden Gebirge schiffbar. Bei Benutzung dieser Wasserstrasse braucht man auf der Reise nach den Goldfeldern die zwischen der Trinity Bay und dem Mitchell R. liegenden Flüsse nicht mehr zu passiren.

III.

Das Becken des Tsade und seine Bewohner.

Von Dr. G. Nachtigal.

(Hierzu eine Karte, Taf. II.)

Der Tsadsee oder der Tsade stellt das ungefähre Centrum der grossen Abflachung dar, in der sich die Abflüsse Bornu's, Bagirmi's, der Länder im Süden Wadaï's, eines Theils der Haussastaaten und eines Theils von Dar For sammeln. Der Anstieg von ihm, der eine Meereshöhe von etwa 250 Meter hat, geschieht nach allen Seiten allmählig. Zwischen dem 12. und 14. Breitengrade gelegen, steigt von ihm das Terrain nach Nord fast unmerklich bis zum 23. Grade nördlicher Breite an, wo die Wüste sich bis über 700 Meter erhebt. Nach Süden und Südwesten zu sind die fernst besuchten Punkte nur wenige Breitengrade von ihm entfernt und haben eine Erhebung von etwa 500 Meter. Nach Osten steigt das Terrain vom 15. Grade östlicher Länge von Greenwich, der Ostgrenze des Tsadsee's, bis zum 25. Grade, dem Murragebirge, dessen höchste Erhebung 1400—1500 Meter Meereshöhe erreichen mag. Nach Westen endlich gelangt man in sanfter

und allmählicher Hebung durch 6 Längengrade zu der in den Haussastaaten gelegenen Wasserscheide zwischen Tsadsee und Niger. Die sanft und gleichmässig abfallenden Wandungen dieser weiten Mulde sind fast nur in der Peripherie durch Terrainerhebungen und Senkungen alterirt; doch nimmt der See selbst nicht die tiefste Stelle ein. Derselbe setzt sich vielmehr von seinem Süd-Ost-Winkel aus durch ein breites, baumbewachsenes Thal, den sogenannten Bahar el Ghasal, noch auf eine Entfernung von ungefähr 550 Kilometern nach Nordosten fort und endigt daselbst in den Niederungen Bodele und Egaï, welche noch unter seinem Niveau liegen. Von Norden her, aus der Wüste, können dem See begreiflicher Weise keine Zuflüsse zugehen; von Westen her führt der Fluss von Ioo (Komodugu Ioo), der in den Haussastaaten entspringt, ihm seine spärlichen Wässer zu; von Süden und Südwesten her empfängt er noch unbedeutendere Gewässer, von denen der ansehnlichste, der Komodugu Mbulu, an der Grenze des Marghibietes, etwa unter dem 11. Grade nördlicher Breite, entspringt. Der Hauptzufluss kommt ihm von Südosten im sogenannten Schari, der in zwei Armen aus den Heidenländern im Süden und Südosten von Wadai zu entspringen scheint, einen kleinen Theil der westlichen Abflüsse des Marragebirges mit sich führt und während des ganzen Jahres eine beträchtliche Wassermenge in ihn ergiesst. Von Osten her würden die centralen Abflüsse Wadai's, der Batha und Beteha ihm ebenfalls tributär sein, wenn nicht östlich vom Tsadsee ausgedehntere Bodenerhebungen dieselben zwingen, in einem ähnlichen, wenn auch viel kleineren See, dem Fittrisee, zu endigen. Die nordöstliche Fortsetzung des Tsade, der Bahar el Ghasal, und das Ende desselben, die oben erwähnten Niederungen in der Wüste, sind seit längerer Zeit trocken gelegt, so dass alles zuströmende Wasser sich auf den See selbst beschränkt, der in der Wasserabgabe jetzt einzig und allein auf die Verdunstung angewiesen ist.

Der Tsadsee hat eine Flächenausdehnung von ungefähr 27,000 □ Kilom., eine dreieckige Gestalt und besteht in seinem westlichen Theile aus offenem Wasser, während der östliche nur eine netzartige Anordnung von Wasserarmen darstellt, durch welche eine grosse Menge Inseln entstehen, deren Bodenbeschaffenheit sie der Landschaft Kanem nähert und die eine ansehnliche Bewohnerschaft besitzen. Die Ufer sind ganz flach, so dass die Conturen des Sees sich je nach dem Stande des Wassers leicht und beträchtlich ändern. Der See fällt in die Region der regelmässigen Regen, welche Ende Juni beginnen und Anfangs Oktober aufhören, doch vermag der fallende Regen den Verlust, welcher durch die Verdunstung zu Stande kommt, anfangs nicht zu ersetzen; der See beginnt erst

bemerkenswerth zu schwellen, wenn, in der zweiten Hälfte der Regenzeit, der mittlerweile sehr beträchtliche Zufluss des Schari ihm seine Wassermassen zuführt. Den höchsten Stand erreicht er Ende November, und dann ziehen sich die nächsten Anwohner des Westufers etwas zurück, und es werden die südwestlichen Ufer oft weithin unter Wasser gesetzt. Diese Gegend Bornu's wird dann ein grosses Sumpfland, in dem die Bewohner der Ortschaften nur mühsam durch Fahrzeuge miteinander verkehren, und welches für Reisende oft bis in die Mitte des Winters unwegsam und durch Krankheitskeime verhängnissvoll bleibt.

Während des grössten Theils des Jahres herrscht in diesen Gegenden der gewöhnliche Nordostpassat, und nur während der Sommerhöhe scheint von dem Meerbusen von Guinea ein Monsun zu Stande zu kommen, der ihnen die zum Regen nöthige Feuchtigkeit aus dem Atlantischen Ocean zuführt. Der hochgradige Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der durchtränkte Boden und die stagnirenden Gewässer machen dann die Gegend für Fremde gefährlich und erzeugen auch bei den Eingeborenen zahllose Krankheiten. Das ist das Land der Fieber, der Lepra in allen ihren Formen, des Guineawurmes und zahlloser Augenkrankheiten. Glücklicherweise ist der in dieser Hinsicht so gefährliche Thon- und Lehmboden in den nächsten Umgebungen des Tsadsee's selten. Wie die Ufer des Schari fast überall aus sandigem Terrain bestehen, so waltet diese Bodenbeschaffenheit auch in der Umgebung des Sees vor, wo nicht grade, wie an dem südwestlichen Umfange, der Boden einer zu anhaltenden Ueberschwemmung alljährlich ausgesetzt wird und mit der Zeit in einen tiefschwarzen Humusboden verwandelt ist.

Die verschiedenen und mannigfachen Be- und Umwohner dieser interessanten Lagune theilen sich naturgemäss in die von Kanem auf ihrer östlichen oder nordöstlichen Seite, in die von Bornu, welche ihr westliches und südwestliches Ufer innehaben und in die ihrer Inseln. Der südöstliche und ein Theil des südlichen Umfanges ist nicht von sesshaften Leuten bewohnt, sondern wird von Nomaden durchzogen.

I. Die Bevölkerung von Kanem.

Wenn ich mit der Besprechung der Leute von Kanem beginne, so ist dieses natürlich, weil diese Landschaft den Ausgangspunkt des ganzen Bornureiches bildet, weil auf ihrem Boden die fremden, eingewanderten Elemente mit den ursprünglichen Einwohnern zuerst in Contact kamen, und von dort aus die allgememe Verschmelzung und Verschiebung sich vollzog, welche der ganzen heutigen Bewohnerschaft des Tsadebeckens ihre bunte,

oft sehr verwickelte und schwer zu entwirrende Physiognomie gegeben hat.

Kanem ist eine regelmässige und hoch gewellte Landschaft, welche vielfach von tiefen, vorwaltend von Nord nach Süd verlaufenden, grösseren und kleineren Thälern durchschnitten ist, in denen unter dem gewöhnlichen sandigen, wasserreichen Boden Thonboden zum Vorschein kommt. Das ganze Land legt sich an die von Nordwest nach Südost verlaufende Ostseite des Tsadsee's und hat einen ungefähren Flächeninhalt von 60,000 bis 70,000 □ Kilom.; doch ist von dieser ungeheuren Ausdehnung nur der dem Tsadsee zunächst gelegene Theil, weniger als die Hälfte des Ganzen, bewohnt. Die dichteste und zwar sesshafte Bevölkerung fällt in den südöstlichen Theil des Territoriums, der als das eigentliche Kanem, Kanem im engeren Sinne, bezeichnet wird, während die von diesem nach Nordwesten, Norden und Nordosten gelegenen Gegenden eine nomadisirende Bewohnerschaft enthalten, welche höchstens ihre Sklaven in den einzelnen Thälern ansiedelt, um die absolut nothwendige Menge von Getreide anzubauen. Die genannten regelmässig bewohnten Theile erfreuen sich des Regens, wie das eigentliche Bornu, doch die nördlicheren Districte sind in dieser Hinsicht schon kümmerlicher bedacht und haben einen reinen Steppencharakter.

Während meines Aufenthaltes in diesem Theile Kanem's im Monat April hatten wir eine höchste Tagestemperatur bis zu 40° C., während die niedrigste selten auf 10 Grad sank. Im ganzen Lande herrschen die Mimosen als Baumwuchs vor. Auch der Serrach, der Tundub [*Cappari sodada*], die Dumpalme, der Suak [*Salvadora persica*] und der Oschar [*Calotropis procera*] sind häufig. Im nordöstlichen Theile des bewohnten Theiles der Landschaft ist eine Reihe von Thälern mit Dattelpalmen geziert, welche eine zweimalige Erndte im Jahre von sehr schlechten Früchten liefern, sei es, weil der Regen der Frucht schade, sei es, weil die Bewohner ihnen eine mangelhafte Cultur zu Theil werden lassen. In unmittelbarer Nähe des Tsadsees aber und in den tief geschnittenen Thälern zeigt sich überall eine üppige Vegetation. Der nördliche Theil dieses Gebietes wird Schitati genannt; an ihn schliesst sich nach Osten die als Lilloa bezeichnete Gegend, und südlich von ihnen liegt das einigermaßen dicht bevölkerte, eigentliche Kanem. Nördlich von Schitati und Lilloa, etwa ein Breitengrad vom Rande des Sees entfernt, beginnt der District Manga, welcher keine sesshaften Bewohner mehr hat, auch den Nomaden nur zum vorübergehenden Aufenthalte dient, und die natürliche Grenze gegen die Wüste hin bildet. Zu ihm steigt man von dem nordöstlichen Uferlande des Sees um etwa 60 Meter auf, um jenseits desselben nach

Nordosten in die ausgetrockneten dünenreichen Tiefen von Egaï und Bodele hinab zu steigen, deren tiefste Stelle etwa 113 Meter tiefer als der Tsadsee liegt.

Die Bornu-Chroniken führen uns mit einiger Sicherheit, d. h. ohne Lücken in den Regentenreihen und übereinstimmend, in der Vergangenheit Kanem's bis auf das Jahr 1000 n. Chr. zurück, erstrecken sich lückenhaft noch hundert Jahre weiter und endigen alle bei Ssaef, dem Sohne Dhu-Iassan's, dem letzten Himyritenkönige, der um die Mitte des 6. Jahrhundert n. Chr. lebte. Ssaef soll nach Kanem gekommen sein, und sein Enkel Dugu, der ein Sohn Biram's von einer Frau aus dem Stamme der Kië war, ist als Stammvater einer Familienabtheilung der Kanuri in ganz Bornu wohlbekannt. Der erste der festgestellten Kanemherrscher, Ajoma, lebte aber um das Jahr 1000 n. Chr. und sicherlich in Kanem. Zwischen ihm und dem Stammvater der Dynastie Ssaef sind also $4\frac{1}{2}$ Jahrhundert auszufüllen, und es werden auch wohl Jahrhunderte darüber hingegangen sein, ehe die Einwanderer von der Nordküste Afrika's bis nach Kanem gelangten. Die Einwanderer sollen, nach Süden vorrückend, sich zuerst in den Sitzen des Stammes der Berdoa niedergelassen haben, welche von Audschila nach einer Wüstenreise von etwa 14 Tagen erreicht wurden. Ueber die Lage dieser Sitze sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, und man hat vor Allem Borku als die wahrscheinlichste Gegend dafür angenommen. Einerseits würde aber die Entfernung von Audschila bis Borku eine allzugrosse sein, und andererseits haben wir in dem östlichen Tibesti, in dem ausgedehnten Thale von Bardaï, einen näher liegenden Anhalt. Bardaï, auch Borde, Barde genannt, scheint mir einen innigen Zusammenhang mit dem Stamm-Namen der Berdoa oder Berdewa oder Bardeïtae zu haben, und es stimmt seine Entfernung von Audschila für diese Annahme viel besser. Zwar findet sich in Borku an der Quelle Galakka, in der Nähe des heutigen Jin, der Rest eines Backsteingebäudes, welches fast 500 Fuss lang und 300 Fuss tief war und mit einer Art Thurm versehen gewesen zu sein scheint, und den alten Kanem-Königen zugeschrieben wird. Doch dürfte dieses viel wahrscheinlicher aus der späteren Zeit, als die Bornu-Könige ihre Herrschaft bis an die Nordgrenze von Fessan und über die Tibu-Länder ausgedehnt hatten, herrühren. Wenn Leo Africanus die Berdoa einen libyschen Stamm nennt, so muss man bedenken, dass im Alterthum die Oasen der grossen Wüste stets als libysche aufgeführt wurden und dass die Tedä oder nördlichen Tibu immerhin eine grosse Aehnlichkeit mit den Melanogätulern der westlichen Sahara, den Tuareg, haben. Dass es wirkliche Wüstenberber [Tuareg] gewesen sein sollten, welche

diese Sitze innehatten, scheint sowohl wegen der Unzugänglichkeit des Landes Tibesti unwahrscheinlich, als auch weil sich keinerlei Erinnerungen über die Verschiedenheit der Tibesti und Borku bewohnenden Stämme bezüglich ihres Ursprungs erhalten haben und weil sich keinerlei Elemente der Berbersprache in der der Kanembu und Kanuri vorfinden, während die Verwandtschaft der letzteren mit der Tibu-Sprache, den Tedä- und Dāsa-Dialecten, unverkennbar ist. Wenn auch Makrisi und der Sultan Bello den Bornu-Herrschern einen Berber-Ursprung geben, so sind damit ebenfalls nur die Wüstenbewohner gemeint, welche libysche Theile Nordafrika's bewohnten, und wenn Makrisi besonders die Nomadeneigenschaft der früheren Kanem-Könige anführt, so stimmt dieselbe ganz gut mit ihrem Tedä-Ursprung, wie auch die von Ibn Batuta angeführte Sitte der Kanem-Könige, sich des Litham's zu bedienen, d. h. den unteren Theil des Gesichts zu verschleiern. Auch die aristocratische Reichsverfassung in Bornu, welche sich nominell bis in die neueste Zeit erhalten hat, entspricht dieser Annahme durchaus. Während wir für die Annahme des Berber-Ursprungs in den genannten Schriftstellern nur die einfache Behauptung haben, finden wir für die Annahme, dass der Hauptbestandtheil der in Kanem eingedrungenen Einwanderer aus Tibu-Elementen bestand, in den Bornu-Chroniken vielfache Beweise. Schon vor dem genannten ersten sichern Kanem-Könige Ajoma finden wir Tibufrauen als Königsfrauen aufgeführt, denn die Kiö oder Keie haben einen intimen, sogleich zu besprechenden Zusammenhang mit den Tibu. Von Ajoma ab haben fast alle Herrscher Jahrhunderte hindurch Frauen aus Tedä- oder Dāsa-Stämmen. Aus diesem Umstande und weil sich die Herrschaft wahrscheinlich in einer edlen, aus Norden gekommenen Familie erhielt, erklärt es sich auch, dass die helle Hautfarbe der ersten Einwanderer sich so lange geltend machen konnte. Wir finden erst im Anfange des 13. Jahrhunderts den ersten dunkelfarbigen König ausdrücklich erwähnt.

Die Einwanderer waren bis nach Kanem hin Heiden, denn die geschriebenen Chroniken, wie die allgemein bekannten Traditionen in Bornu, setzen den ersten muhamedanischen König Hume in das Ende des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

Nach meiner Annahme also ging die Einwanderung, welche das Reich Kanem gründete, aus dem später Bornu entstand, zwar von der Nordküste aus, nahm aber erst auf ihrem Wege durch die östliche Sahara ihren Hauptbestandtheil, die Tibu-Elemente, auf. Die Einwanderer fanden sodann auf ihrem Wege in den Steppen, welche die damaligen Lagunen von Egaï und Bodele umgaben, und im nördlichsten Theile von Kanem, der sich durch seine Steppennatur der Wüste anschliesst, noch ihre eigenen Verwandten,

die Dāsa. Im eigentlichen Kanem, wo regelmässige Regen die sedentäre Lebensweise mit Ackerbau ermöglichen, fanden sie bereits ihre entfernteren Verwandten, die Kanembu, mit ihnen eines Ursprungs, doch im Laufe langer Jahrhunderte unter anderen klimatischen und Lebens-Bedingungen eigenartig geworden. Von dieser Einwanderung stammt wohl die Anwesenheit der meisten Dāsa und Tedā in Kanem; viele mögen nachher gekommen sein, vorher höchstens die Kië oder Koïam, welche jedenfalls nicht mit den übrigen Tibu-Stämmen gleichzeitig eingewandert sind, da sie sich jetzt nur noch in Bornu finden und eine ganz besondere, von den Tibu getrennte Stellung einnehmen, und die Tomaghera oder Thomagheri, welche beide schon im Anfange der Dynastie den Königen Frauen lieferten.

Die Kië oder Keië, die jetzigen Kojam, sollen ihre ursprünglichen Sitze zu Wun in Borku gehabt haben und werden in den Chroniken als Leute Dirk's bezeichnet. Zur Erklärung dieses Namens sei gesagt, dass derselbe in der ganzen nördlichen Tibuwelt als Dirki, Dirkemi, Dirkoma vorkommt, wie er wohl auch der Kauar-Ortschaft Dirki den Namen gegeben hat. Eine Abtheilung der Arina führt noch jetzt den Namen Arina Dirkoma, bewohnt den südwestlichsten Theil Tibesti's und wird von den Arabern als die der Dirkemauia bezeichnet. Jetzt, wie gesagt, finden sie sich nur noch in Bornu, an den Ufern des Komodugu Joobe und leben dort vermischt mit den später eingewanderten Tibu, doch von ihnen mannichfach unterschieden. Während die Araber in Bornu schon lange aus Kameelhirten zu Rinderhirten oder gar zu Ackerbauern geworden sind, halten die Kojam bis in die neueste Zeit mit äusserster Zähigkeit an ihren heimatlichen Kameelen fest, so dass sie allmählig eine Varietät dieses Thieres geschaffen haben, welche freilich, den für das Kameel so ungünstigen klimatischen Verhältnissen entsprechend, eines sehr schlechten Rufes geniesst. Ebenso frühzeitig müssen die Tomaghera in diese Gegenden gekommen sein, denn wir finden sie in den ersten Zeiten der Einwanderung schon erwähnt, im Laufe der Zeit am meisten nach Süden vorgedrungen und am vollständigsten transformirt. Sie werden als Leute von Kera in den Chroniken bezeichnet und dürften durch diesen Namen einen Zusammenhang mit den Kreda des Bahar el Ghasal documentiren, welche in dem Dāsa-Dialect Kara heissen. Wir finden sie noch heute als das edelste Geschlecht in Tibesti und in Kauar, aus dem die Könige beider Ländchen hervorgehen müssen. In Kanem leben sie jetzt mit den Kanembu oder als Kanembu, doch sich ihres Tibu-Ursprunges noch bewusst, und eine Abtheilung dieses Namens bildet sogar einen Theil des demnächst anzuführenden, andersartigen Stammes

der Dana oder Danawa — bekannter unter der arabischen Bezeichnung der Haddād — im südlichsten Kanem. In Bornu endlich finden wir sie als einen zahlreichen Kanembu-Stamm ohne eine distincte Erinnerung an ihre nordische Vergangenheit, und die Könige von Mandara im äussersten Süden und von Munio im höchsten Norden des Landes gingen aus ihnen hervor.

Mit diesen beiden Stämmen werden in frühester Zeit der Kanem-Herrschaft der Stamm der Megharma und der der Ghamarma, welche vielleicht identisch sind, erwähnt und scheinen, dem Namen nach zu urtheilen, ebenfalls Tibu-Stämme zu sein, obgleich ihre genaue Fixirung jetzt nicht möglich ist.

Gleichzeitig werden denn auch häufig in den Chroniken die Tedā im Allgemeinen erwähnt ohne Nennung bestimmter Abtheilungen. Ein halbes Jahrhundert hindurch figuriren dieselben wieder und wieder, traten später in einen politischen Gegensatz zu der Kanem-Herrschaft, wie es sich erklärt zwischen zügellosen Nomaden und einer streng organisirten Regierung über Ackerbauer, führten Jahre lang Krieg mit den Kanem-Königen und müssen nach überlieferten Nachrichten noch bis in das 16. Jahrhundert hinein zahlreich und mächtig gewesen sein. Viele wanderten dann in Folge des Sieges des König Edris über die Bulala, denen sie sich angeschlossen hatten, in der letzten Zeit des 16. Jahrhunderts nach Bornu. Seitdem scheinen ihre Verhältnisse ungefähr dieselben geblieben zu sein bis in die neueste Zeit, als vor einem Menschenalter der Araberstamm der Aulād Soliman aus Fessan nach Kanem auswanderte, mit Waffengewalt dort dominirte und die südlichen Tibu mehr und mehr gegen Bornu drängte.

Jetzt grenzen in Kanem an Tedā und Dāsa zunächst im nördlichsten oder nordwestlichsten Theile, den Districten von Manga und Schitati, Bruchstücke der Gunda, deren Ursprung wir in Tibesti finden, wo sie bis vor Kurzem den zweiten König des Landes lieferten und wo sie als gleichberechtigt mit den Tomaghera anerkannt werden. Mit ihnen weiden Bruchtheile der Atereta, welche die ursprünglichen Herren von Jin in Borku waren, und den Worda, ein Name, der zweifellos von dem Eigennamen eines Chefs — der Name Worde ist nicht selten — herrührt und also nicht mehr identificirt werden kann.

Ebenfalls in Manga finden wir die Juroa oder Osümma, welche ihren Ursprung aus Wun in Borku herleiten, und in Schitati im Anschluss an die Gadawa spärliche Elemente der Mada, eines Tedāstammes aus dem südlichen Theile von Tu (Tibesti). Die Gadawa oder Gadiwa, von denen wir weiter unten noch sprechen werden, sind neben den Wandala der zahlreichste und

mächtigste Stamm in Schitati; beide scheinen stets die Steppen zwischen Kanem und Egaï inne gehabt zu haben und haben keine Kenntniss von einem nördlicheren Ursprunge. Zu den Wandala gehören jetzt als Unterabtheilung die Jerümma, welche aber eigentlich nur eine Abtheilung der Dāsa Sakerda im Bahar el Ghasal sind und selbst wieder die Tommülma einschliessen.

Im Nordosten von Kanem wohnen die Hawalla, deren Chef den Titel „Medela“ zu führen scheint und welche daher auch Medelea genannt werden, sowie der mächtige, in neuerer Zeit von Wadaï oft und arg mitgenommene Stamm der Dogorda, welche die ursprünglichen Herren von Wun waren und jetzt den District der Thäler von Lilloa inne haben.

Im eigentlichen Kanem wohnen sodann die Kumosoalla, die Salemea und die Beggarea, welche zusammen gehören und im Allgemeinen als Dāsa gelten.

Im Bahar el Ghasal endlich, welches sich an Kanem schliesst, wohnen im südlichsten Theile die Karda oder Kreda, welche sich Kara nennen, und die Dāsa, welche in zwei Abtheilungen zerfallen, die Dāsa Sakerdea mit der Hauptunterabtheilung der Schindikora und die Dāsa Norea oder Nawarma, welche ursprünglich allein als Dāsa anerkannt werden.

Es ist hier zur Erklärung hinzuzufügen, dass die ganze Tibufamilie durch ihre Sprache in zwei Abtheilungen geschieden wird, deren nördliche die Tedā, sich des „Tedaga“ oder Tedādialecct bedient, und deren südliche das Dasaga oder den Dāsadialect spricht. Der Uebersicht wegen kann man alle Stämme, welche sich des Dasaga bedienen, unter der Collectivbezeichnung Dāsa zusammenfassen; doch sie selbst reserviren eigentlich diesen Namen den eben genannten beiden Tibu-Stämmen des Bahar el Ghasal.

Auch hier in Kanem finden wir bei den Dāsa noch vorwaltend regelmässiger Züge, zierlicheren, ebenmässigeren Bau, als bei den Bornu-Stämmen und jene hellere Hautfärbung, welche sie von den meisten Bornuleuten unterscheidet. Dies gilt natürlich am meisten von denen, welche sich unvermischt erhalten haben und in den nördlicheren Steppen und auf der Grenze derselben ihr ursprüngliches Nomadenleben führen. Auch in dieser Beziehung vollziehen sich interessante und ausgiebige Transformationen. Wie die Kojam und die Tomaghera im Süden ihre ursprüngliche Natur mehr und mehr eingebüsst haben und theilweise keine ihrer Herkunft entsprechende Stellung mehr einnehmen, so sind auch in Kanem die Dāsa Verbindungen eingegangen, welche ihre ursprüngliche Natur alterirt haben oder noch alteriren. So finden wir in dem eben genannten zahlreichen, durch seine Verbindungen mit den Aulād Soliman mächtigen Stamm der Gadawa oder Gadiwa

eine Verbindung von Dāsa mit dem Kanembu-Stamme der Dibbiri. Der berühmte Gadawachef Halluf, bekannt aus Barth's Schilderungen, den ich noch in voller Manneskraft gesehen habe, erklärte mir den von den Arabern adoptirten Namen dieses Stammes Fugabu, welchen Barth allein gekannt hat, und über den er sich vergeblich Rechenschaft abzulegen suchte. Die Gadawa nämlich theilen sich in eigentliche Gadawa — reine Dāsa — und in die Fugo Mea oder Kinder des Fugo, welche Dibbiri sind und sich mit den Gadawa verschmolzen haben. Fugo oder Fugobo ist der Titel der Kanembu-Chefs, den die Araber einfach in Fugabu corrumpt haben; doch der ganze Stamm, einschliesslich der Dibbiri — nachweisbar Kanembu — sprechen jetzt nur das Dasaga; die Bornu-Sprache ist bei ihnen verschwunden.

Auch die Kumosoalla mit ihren beiden unbedeutenderen Nebenstämmen werden im Allgemeinen als Dāsa bezeichnet, stehen ihnen in physischer Beziehung näher als den Kanembu und sprechen Dasaga, doch gehen sie ebenfalls aus einer Mischung hervor, in der aber das Dāsa-Element nicht eine so hervorragende Rolle spielt, als bei den Gadawa. Sie stehen unter einem Chef, der den Titel Kumo führt, umschliessen aber eine Unterabtheilung, deren Chef den nationalen Titel der Dāsa-Chefs, Kedela, führt. Dieser Theil also repräsentirt das eigentliche Dāsa-Element, welches sich dem fremdartigen, das wir durch den Titel Kumo angedeutet finden, unterordnete. Welches dieses fremdartige dominirende Element war, vermag ich nicht zu präcisiren, vermuthe aber, dass es Bulala oder Kuka waren. Mit diesen Vermischungen wurde vor Allem auch die Disposition zu einer Veränderung ihrer ursprünglichen Lebensweise vermehrt. Während die reinen Dāsa der Wüste und Steppe höchstens in den wasserreichen Thälern einige Sklaven zum Ackerbau sesshaft machen, sind die Kumosoalla, in denen das fremdartige Blut vorherrscht, und die Hawalla, deren Chef den für die Reinheit des Stammes verdächtigen Titel Medela führt, ganz sesshaft geworden und erinnern nur noch durch den mässigen Besitz von Heerden an ihre ursprüngliche Natur. Die Gadawa, welche die mit ihnen lebenden Dibbiri mehr oder weniger absorbirt haben, sind ebenfalls, wenn auch vorwaltend Nomaden, doch theilweise Ackerbauer geworden.

Dass natürlich diejenigen Bruchtheile der Tibu, welche bis zum Tsadsee versprengt wurden, in jeder Beziehung ihre ursprüngliche Natur einbüssten, versteht sich von selbst. Hier und da ist es nicht allein die Vermischung mit fremden Bestandtheilen, welche das ursprüngliche Nomadenthum der Tibu beeinträchtigt, sondern es ist in den südlicheren Theilen die zwingende Nothwendigkeit. Wo ihre Sitze an dem regelmässigen Regen Antheil

haben, gedieh ihr heimathliches Kameel nicht mehr und sie sahen sich genöthigt aus Kameelhirten Rinderhirten zu werden, und als im letzten Jahrzehnt eine Reihe von Jahren hindurch die Lungenseuche den Rinderbestand aller Sudanländer decimirte, haben sich viele von ihnen genöthigt gesehen, zum Ackerbau ihre Zuflucht zu nehmen; sogar die Wandala, bis dahin reine Nomaden, haben angefangen ihre Lebensweise zu ändern.

In Waffen und Kleidung sind sie dieselben geblieben, wie zur Zeit ihres reinen Nomadenthums. Mit Ausnahme der Dana führen übrigens alle Bewohner Kanem's im Allgemeinen dieselben Waffen, wie die Tibustämme; nur das Wurfeisen, das in Tibesti und Borku die Haupt- und Lieblingswaffe darstellt, verliert nach Süden zu seine Bedeutung und verschwindet endlich ganz.

Dort, wo das reine Nomadenthum aufgegeben wurde, gesellt sich zu den ursprünglichen Hütten, aus auf Stangen gehängten Matten, die Strohütte der Kanembu und wird endlich ganz von ihr verdrängt.

Die auf die Däsa folgenden Einwohner von Kanem, die ursprünglichen Herren des Landes, die Kanembu, haben wie gesagt einen, wenn auch in der Zeit sehr fernen Zusammenhang mit den Tibu, wie aus ihrer Sprache, aus der Verbindung einzelner ihrer Abtheilungen mit den Wüstenbewohnern und aus ihrer Vergleichung einerseits mit ihnen, andererseits mit den Kanuri, ihren nächsten Verwandten, den Herren von Bornu, erhellt. Noch haben sie im Vergleich zu ihren südlichen Nachbarn im Innern von Bornu durchgängig eine hellere Nuance der Hautfärbung bewahrt, wenn sie auch in dieser Beziehung gegen die Tibu zurückstehen. In der feuchtigkeitsreichen Umgebung des Tsadsees und im Innern von Bornu haben sie einen Theil der Zierlichkeit, Magerkeit, Nervosität, Beweglichkeit und physischen Energie, welche den Tibu charakterisiren, eingebüsst, und sind massiger, fettreicher, plumper geworden, ohne jedoch hierin die eigentlichen Bornuleute zu erreichen. Durch die Natur ihrer Sitze sind sie natürlich alle sesshafte Ackerbauer. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr nach Süden gedrängt worden, hielten sich hauptsächlich auf dem ganzen Nordostufer des Tsadsees, sind aber in neuester Zeit und hauptsächlich durch die räuberischen Auläd Soliman in das Innere desselben oder des Bornureiches gedrängt worden.

Von der Nordspitze des Tsade auf seinem Rande nach Südosten gehend, stösst man zuerst auf die Sugurti mit ihrem Centrum Beri; sodann auf die Kuburi in den Districten von Kiskaua und von Gala; die Kenanie oder Kunkinna mit der Unterabtheilung der Ngellega, welche als ein zahlreicher Stamm in den Bornu-Chroniken erwähnt werden, in der Gegend von Sulu; die Konku

in der Gegend gleichen Namens; die Tomagheri in der Gegend von Dibelontsch; die Korio, von denen man sagt, dass sie schon ursprünglich auf den Inseln des Tsadsee selbst gewohnt hätten, ohne der zahlreichen kleineren Kanembu-Abtheilungen im Einzelnen zu gedenken. Die Kadschiti, welche gewöhnlich als Kanembu betrachtet werden, sind unreinen Ursprungs und aus einer Mischung von Kanembu mit Bornu-Sklaven hervorgegangen.

Wie aber die Kanembu mit der Verschiebung der Tibu nach Süden hin selbst vorrücken mussten, so finden wir die Korio, Kunkinna und die Kadschiti jetzt auf den nächsten Inseln des Tsadsees wohnen, und die Sugurti haben sich von den räuberischen Auläd Soliman fast ganz aus ihrem heimatlichen Districte Beri nach Bornu zurückgezogen.

Fern vom See haben sich von den Kanembu in einer gewissen Compactheit nur die Tschiroa in dem Districte Tschiri erhalten, der den östlichsten Theil des bewohnten Kanem-Gebietes einnimmt und dem Theile, der im engeren Sinne als Kanem bezeichnet wird, nach Nordosten anliegt.

Die Tomagheri, wie wir oben gesehen haben, leben zum grössten Theil schon länger im eigentlichen Bornu. Auch die Kuburi, welche sich noch am meisten in der Gegend von Kiskaua erhalten haben, wohnen zum grössten Theil in Bornu und in den Ortschaften zwischen ihrer Heimath und der Mündung des Flusses von Joo auf dem Westufer des Sees. Der nordische Ursprung lässt sich nicht allein für die Tomagheri bis zur Evidenz nachweisen, sondern wird sogar angedeutet in dem stolzesten aller Kanembu-Stämme, dem der Kuburi, dem das Königsgeschlecht angehört, durch den Namen einer Abtheilung desselben, welche die der Borkubu, d. h. der Leute von Borku, genannt wird.

Zahlreiche kleine Ansiedlungen von Kanembu sind über das ganze Land zerstreut, sowohl in dem südöstlichen Theile mit sesshafter Bevölkerung, als auch in den Thälern der Nomadendistricte.

Die Kanembu sind eines und desselben Ursprungs mit den Kanuri. Die Trennung Beider scheint sich erst vollzogen zu haben, als das über die Kanembu und andere Stämme gegründete Reich Kanem etwa 300 Jahre bestanden hatte. Um diese Zeit begann das Vordringen eines Theiles der mehr oder weniger homogen gewordenen Bevölkerung von Kanem nach Süden über den Fluss von Joo hinaus. Als derselbe die südlich davon bis zum Schari wohnenden So oder Sou und verwandte Stämme besiegt und zurückgedrängt hatte, siedelte er sich dort an, mischte sich mit den dortigen Eingeborenen und erfuhr so neue Modificationen. Dies wurden die Herren von Bornu, die Kanuri. Von vornherein sind dieselben nicht zu trennen von den Kanembu. Beide haben Ab-

theilungen desselben Namens, welche von Berichterstatlern und geschichts- und landeskundigen Leuten in ihrer Zugehörigkeit beständig verwechselt werden. Jede derselben weiss zwar sehr genau, ob sie zu den Kanuri oder den Kanembu gehört, doch über die Zeit und Ursachen der Trennung giebt es nur eine dunkle Tradition, welche behauptet, dass das Königsgeschlecht der Kuburi vor Zeiten sich durch den Streit zweier Glieder desselben in zwei Theile gespalten habe, von denen der eine sich nach Bornu wandte, während der andere in Kanem verblieb.

Wiewohl der nach Bornu gezogene Theil, der die Benennung Kanuri adoptirte, im Laufe der Zeit die Herrschaft von Bornu und Kanem gewann, halten sich die Kanembu doch für die reineren Vertreter der Familie und verachten die Kanuri in Etwas, trotzdem dieselben ihre Herren sind, weil sie durch eine Vermischung mit den heidnischen Stämmen Bornu's verunreinigt seien. Von den Kanuri, nachdem sie den Schwerpunkt des Reiches von Kanem nach Bornu verlegt hatten, kamen dann Manche in ihre Heimath zurück, und so finden wir die Abtheilungen der Bullua, der Dugua, der Biriwa, der Manijau, der Ngalma Dukko und Anderer später auch in Kanem vertreten. Diese werden stets unter dem Sammelnamen der Magomi zusammengefasst, welcher sich für die herrschende Kanuri-Abtheilung herausbildete, für diejenige, der das Königsgeschlecht angehörte.

Aeusserlich unterscheiden sich die Kanembu nicht allein durch ihre charakteristische Körperbildung — sie sind gross und immerhin verhältnissmässig schlank — und durch eine mehr oder minder Allen gemeinsame, etwas in's Röthliche spielende Hautfärbung von den Kanuri, welche was Wuchs, Körperbildung, Gesichtszüge und Hautfarbe betrifft, sehr verschiedenartig sind und sich nicht gut von bestimmten Gesichtspunkten aus zusammenfassen lassen, sondern auch durch Tracht und Sitte. Wo sie nicht im eigentlichen Bornu neben den Kanuri, sondern in ihrer Heimath leben, tragen sie mit Vorliebe ein einfaches Lederschurzfell, verzieren sich mit Muschel-Halsschmuck, tragen Ringe um den Oberarm und um das Handgelenk, bedecken gern den Kopf mit einer hohen Mütze (Dschoka), welche mit einem Baumwollenstreifen (Aliabu) umwunden wird, gleichsam zur Erinnerung an den in ältester Zeit von Norden gebrachten Turban, oder mit irgend einem phantastischen kriegerischen Schmucke. Die jungen Leute lassen ihr Haar wachsen und flechten einen Schmuck daraus, während die Kanuri mit viel grösserer Regelmässigkeit ihr Kopfhaar rasiren. Die Waffen der Kanembu bestehen in Wurfspeer, Lanze und langem Vorderarmmesser — das Wurfeisen der Tibu fehlt — und unterscheiden sich von den Kanuri nur durch einen Schild von halber Manneshöhe

aus dem leichten Holze des „Phogu“ genannten, am und im Tsadsee verbreiteten, Baumes.

Im eigentlichen Bornu, wo Kanembu und Kanuri nebeneinander leben, verschwinden diese leichten äusseren Unterschiede, doch schwächen sich die physischen nur hier und da etwas ab.

Ausser den zuvor erwähnten Abtheilungen der aus Bornu zurückgewanderten Magomi, giebt es noch einen Stamm in Kanem, der als zu den Kanuri gehörig angesehen wird oder sich so betrachtet, doch seinen Ursprung nur dorthin gesandten Sklaven verdankt. Dies sind die einst so mächtigen *Dalatoa*, welche Mao und Umgegend bewohnen und von einem früheren Bornu-Sklaven Namens *Dala*, der Gouverneur von Kanem war, abstammen.

In ihren Händen ist noch jetzt das Khalifat des eigentlichen Kanem, doch wird der Inhaber desselben nicht mehr von Bornu, sondern von Wadaï bestallt.

In der nächsten Nähe des Tsadsees, im südöstlichsten Theile Kanem's, wohnt ferner ein mächtiger Stamm, der hier erwähnt werden muss, da er sich nur der Kanuri-Sprache bedient und auch physisch keine charakteristischen Unterschiede von den Kanembu darbietet. Es sind dies die *Dana* oder *Danawa*, wie sie sich selbst nennen, oder *Haddäd*, wie sie die Araber heissen. Dieses Wort bedeutet „Schmiede“ und lautet in der *Däsa*-Uebersetzung *Azoa*; in der *That* geben die Tibu dem Stamme ebenfalls diesen Namen. Die von ihnen bewohnten Thäler werden wohl unter dem Districtnamen *Bari* zusammengefasst. Sie selbst theilen sich in vier Unterabtheilungen und führen dieselbe Lebensweise wie die benachbarten Kanembu. Sie haben keinerlei andere Sprache als die Kanurisprache, sind häufig von röthlicher Hautfärbung, und unterscheiden sich nur dadurch von den Kanembu, dass sie sich des Bogens und der Pfeile bedienen, welche sie mit dem Saft der Euphorbien und der *Calotropis procera* vergiften. Weshalb sie *Haddäd* heissen — Name, dem eine grosse Verachtung anklebt —, weiss Niemand zu sagen; jedenfalls beschäftigen sie sich jetzt nicht mehr mit der Schmiedekunst, als die Kanembu oder *Däsa*. Sie leben sehr abgeschlossen in ihren dicht bewaldeten Thälern und sind mit den gleich zu erwähnenden *Ngidschem* die einzigen, welche den *Auläd Soliman* mehr oder weniger Widerstand leisten, und in deren Wohnsitze sich diese nicht wagen. Kommen die Feinde heran, so ersteigen sie ihre dicht belaubten Bäume und überschütten dieselben von der Höhe mit Pfeilen. Die Tradition sagt, dass sie *Manga* seien, welche sich mit den *Bulala* gemischt hätten, und dabei ist es merkwürdig zu constatiren, dass der Stamm der *Manga*, welcher sich auch nur der Sprache der Kanuri bedient, ohne doch eigentlich zu ihnen gerechnet zu werden, und der jetzt so zahlreich

in dem westlichen Bornu am Fluss von Joo lebt, sich ebenfalls der Bogen und Pfeile bedient. Wie ferner die Manga-Ortschaften in Bornu ausser der Umschliessungsmauer und dem Graben noch eine, wohl zehn Fuss dicke Dornenhecke zum Schutze haben, so legen auch die Dana ihre Dörfer so an, dass sie ringsum von undurchdringlichem Dickicht umgeben sind. Es wäre nicht unmöglich, dass der Ursprung Beider in der Landschaft Manga, welche jetzt unbewohnt im Norden von Kanem die bewohnten Theile des Landes von der Wüste scheidet, zu suchen wäre, dass Beide sich bei der Verschiebung der Wüstenbewohner nach Süden aus ihrer Heimath zurückzogen, zum grossen Theil nach Bornu wanderten, sich im Südosten Kanem's mit den Bulala mischte und die Dana bildeten.

Die Hauptstadt des Kanem-Reiches war Ndschimi und blieb es bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wo der damalige Herrscher Daud aus dieser durch die Bulala vertrieben wurde. Diese hatten seit Jahrhunderten am Fittrisee und im Gebiete der Kuka eine Herrschaft gegründet und setzten den Kanem-Königen, deren mehrere sie tödteten, so hart zu, dass in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts Kanem ganz aufgegeben wurde. Erst im Anfange des 16. Jahrhunderts wurde diese Provinz wieder erobert, obgleich auch später die Bulala manche Aufstände machten und manche Kriegszüge dorthin veranlassten. Diese Bulala, obgleich sie lange auf ihre eigentliche Herrschaft, das Fittri-Gebiet, beschränkt waren, haben ebenfalls ihre Spuren in der Bevölkerung Kanem's zurückgelassen. Man ist ungewiss, woher der Name Bulala kommt, der für die Mehrheit gebraucht wird, und begegnet grosser Unsicherheit in der Bildung des Singulars. Der König der Bulala, Namens Dschurab am Fittrisee, ein sehr verständiger, wohlwollender, belesener, im Sinne des Islam gelehrter Mann, hat mir versichert, dass die herrschende Klasse durch eine Aufpfropfung arabischer Elemente auf den Stamm der Kuka entstanden sei. In der That, im Allgemeinen ist in jener Gegend anerkannt, dass die Bulala mit den Auläd Raschid und den Heimat, deren Stammväter Brüder waren, verwandt sind. Der Name Bulala oder Belala kommt von dem Eigennamen Belal, wohl dem Stifter des Stammes oder ersten Herrscher der Gegend, wie denn ihr Gebiet wohl als Ard Belal, d. h. Land Belal's, bezeichnet wird. Dem Könige Dschurab war auch nicht das Geringste bekannt von einer Abstammung seiner Vorfahren aus Kanuri-Elementen, wie Barth als wahrscheinlich annahm, und wies er einen derartigen Zusammenhang auf das Entschiedenste zurück. Wohl aber behauptete er, schriftliche Beweise aus alter Zeit über ihre arabische Abstammung und ihre Herkunft aus Kordofan beibringen zu können. Das spärliche arabische

Element verschwand natürlich in dem der Kuka; die Sprache ging verloren in der allgemein üblichen der letzteren, und physisch und moralisch sind sie jetzt nicht mehr von denselben zu trennen. Sie sind sehr wohlgebildete, mittelgrosse, dunkelfarbige Leute mit kupfrigen Schimmer ihrer Haut; besonders die Frauen erfreuen sich eines zierlichen, hübschen Wuchses, gefälliger Züge und eines angenehmen Gesichtsausdruckes. Sie haben in Kanem ein mächtiges Populationscentrum in Dibelontsch, wo die zu ihnen gehörige Abtheilung der Ngidschem wohnt, und zählen einige andere Abtheilungen, wie die der Bedde, welche unter den Dana leben, die Diabu und die Fedha, zu den ihrigen.

Reine Kuka sodann wohnen noch in der Gegend des früheren Ndschimi, in der Ortschaft Gudscher.

Ausser den Tibu, den Kanembu, den Dana, den Bulala- und Kuka-Resten und den aus Bornu zurückgekehrten Kanuri, bleiben für Kanem noch zu erwähnen die arabischen Elemente, welche die Tündscher, die Schoa oder eingeborenen Araber und die jüngst eingewanderten Araber der Nordküste, welche zur Unterscheidung von jenen Wassili genannt werden, umfassen.

Die Tündscher concentriren sich auf die Stadt Mondo und ihre Umgebung, müssen in sehr alten Zeiten eingewandert sein und kamen von Tunis, sind aber Abkömmlinge der Hellelia, welche zur Zeit des Propheten im Nedsched Arabiens wohnten. Barth hielt sie für einen merkwürdigen Stamm Inner-Afrika's, der seine Sprache vergessen habe. Ich kann versichern, dass sie keine andere Sprache als die arabische haben und dass sie alle enig sind über ihre Abstammung und den Umweg ihrer Vorfahren über Tunis, von wo dieselben, nachdem sie mit berberischen Stämmen gekämpft hatten, unter der Führung eines gewissen Diab in die Sudanländer gewandert sind. Ich sah sie in Wadaï und besonders in Dar For, wo sie Jahrhunderte hindurch die Herrschaft des Landes in Händen hatten und wo noch das letzte Königsgeschlecht aus ihrer Mischung mit dem Stamme der For hervorging. Dort, wo sie noch in grösserer Anzahl und Reinheit vorkommen, müssten sie eine etwaige eigenthümliche, ursprüngliche Sprache doch wenigstens in ihren Resten bewahrt haben. Auch von den übrigen Arabern werden sie als ihresgleichen anerkannt, wenn sie auch im Munde des Volkes, da sie in anderer, früherer Zeit eingewandert sind, als die übrigen Schoa-Stämme, nicht unter dem Namen dieser mit inbegriffen, sondern stets als Tündscher bezeichnet werden. Ob der Name eine directe Ableitung vom Worte „Tunis“ gestattet, lasse ich dahin gestellt; jedenfalls verbindet die Bruchtheile des Stammes dieselbe Tradition in Kanem, Wadaï und in Dar For. Sie verrathen noch jetzt vielfach ihren nordischen Ursprung, in Hautfarbe und Gesichts-

bildung, wenn sie auch in dieser Beziehung eine Stufe tiefer stehen, als die Schoa.

Diese, die Schoa, sind sehr spärlich in Kanem vertreten durch die Beni Hassen, welche, obgleich ziemlich rein erhaltene Araber, doch in ihrer spärlichen Anzahl das elende Leben von Schützlingen der Dāsa führen müssen, und durch die Beni Wail, welche östlich von Mao in ihrer sesshaften Lebensweise zweifelhafter Natur sind.

Die Wassili endlich sind vertreten durch die Aulād Soliman, welche nach der Eroberung Fessan's durch die Türken, denen sie Widerstand geleistet hatten, aus Furcht vor diesen, vor 30 und einigen Jahren nach Borku und Kanem auswanderten und seitdem diese Landschaften brandschatzen und terrorisiren, die Kanembu und diesen verwandte Elemente bis an den See und auf die Inseln desselben und einen grossen Theil der Tibu nach Bornu gedrängt haben. Sie sind vor etwa 15 Jahren durch einen Stamm der Nordküste, durch die Mgharba aus Barka, welche aus Raub- und Abenteuerlust nach Süden wanderten und die Rückkehr vergassen, vermehrt worden. Diese, welche ursprünglich keine definitive Auswanderung aus ihrer Heimath beabsichtigten und keine Frauen mitbrachten, werden in wenigen Generationen den Dāsa sehr nahe stehen. Nur Zwei oder Drei von ihnen haben arabische Frauen aus dem Stamme der Aulād Soliman genommen, alle Uebrigen aber begnügen sich mit solchen aus Borku und dem Bahar el Ghasāl. Die Aulād Soliman dagegen, mit Weib und Kind für immer ausgewandert, sind verhältnässig noch wenig gemischten Blutes, da ihnen die geringe Anzahl von Sklavinnen, über die sie verfügen, keine Gelegenheit zu durchgängiger Alteration bietet. Moralisch haben sie sich schneller deteriorirt als physisch, und mit Bedauern sehen die Aeltesten des Stammes, welche noch in der fernen Heimath gelebt haben, wo sich in ganz Tripolitanien und Fessan ihr Stamm der besten Reputation erfreute, auf die jüngere Generation herab, welche aller jener noblen Tugenden der Araber, der Gastfreundschaft, der Wortfestigkeit und der Grossmuth bar sind. Doch noch jetzt unterscheiden sie sich in dieser Richtung immerhin nicht unwesentlich von den Dāsa- und Kanembu-Stämmen ihrer neuen Heimath. Unerbittliche Feinde und wenig wohlwollende Herrscher sind sie der Treulosigkeit der Dāsa und der leichtsinnigen Unzuverlässigkeit der übrigen Stämme unter ihres Gleichen oder gegenüber Aehnlichen, nicht fähig; nur gegen die dunkelfarbigen Leute kennen sie nicht Treue noch Glauben.

Von Zeit zu Zeit kommen neue Zuzüge nordischer Banden, wenn etwa einige Hungerjahre, ein allgemeines Viehsterben, die Erpressungen von Seiten türkischer Gouverneure, sie aus der nordischen Heimath vertrieben, oder wenn sie dem ihnen inne-

wohnenden Trieb nach Abenteuern oder ihrer Wanderlust nicht mehr widerstehen können.

So klein die Anzahl dieser nordischen Araber ist, so wichtig ist die Rolle, welche sie daselbst spielen: in der Umbildung der politischen Verhältnisse, in der Verschiebung der dortigen Stämme, in der Bethätigung des ganzen öffentlichen Lebens.

Das ist die Bevölkerung Kanem's. Zwischen dem 14. und 15. Gr. nördl. Br. ziehen sich vom 14. bis zum 16. Gr. östlicher Länge v. Gr. von West nach Ost die Sitze der Wandala, Gadawa und Auläd Soliman in dem District Schitati, und die der Dogorda und Mgharba in den den District Littoa zusammensetzenden Thälern. Das sind die eigentlichen Sitze der Nomaden, in denen jedoch die genannten Däsa-Stämme auf dem Grunde der Thäler ihre Sklaven den allernothwendigsten Ackerbau betreiben lassen, und in denen sich hier und da versprengte Kanembu-Bruchtheile in vereinzeltten Niederlassungen finden. Die Nomaden sind hier mehr Rinderhirten als Kameelbesitzer, besonders die Gadawa, von denen ein wesentlicher Theil ja aus Kanembu-Blut hervorgegangen ist; doch finden sich auch Kameele genug, auf die sich die Auläd Soliman und die Mgharba beschränken, indem sie nach wie vor den Rinderbesitz zu anderen Zwecken als zum Schlachten und Essen verachten.

Südlich vom 14. Gr. n. Br. und zwar hauptsächlich zwischen dem 15. und 16. Gr. östl. L. ist dann die dichteste Bevölkerung der Landschaft mit ihren ständigen Sitzen. Da wohnen die Bornusklaven Dalatoo in Mao und Jagubberi, welche die Gouverneure (Khalifa) der Bornu-Könige in Kanem wurden, nachdem die früher von den Bornu-Königen dazu bestellten Tündscher sich als Wächter Kanem's allzu unruhig und selbstständig gezeigt hatten. Da wohnen die Kanuri, und zwar Magomi, in der ganzen Gegend von Mao, Mondo und Gala; die arabischen Tündscher in Mondo und Umgegend; die aus vermischten Däsa hervorgegangen Kumosoalla nördlich von Mao; nordöstlich von dieser Gegend der sesshafte Däsa-stamm der Hawalla und die Kanembu Tschiroa; die Kubburi in Gala; die Bulala und zwar vornehmlich Ngidschem in Dibelontschi; die zweifelhaften Dana in Bari; die Kuka endlich in Gudscher, östlich von Mao.

Das ist die Getreidegegend Kanem's und eigentlich überhaupt die Gegend, welche allein dort zu Lande mit dem Namen Kanem belegt wird. Dort wird Duchn (*Penicillaria*) und *Sorghum* gebaut, und dort ist ein reicher Bestand von schönen Kuri-Rindern. Dort sind die Centren der bescheidenen Handelsverhältnisse, deren die Araber, seltener die Däsa, und zuweilen aus Bornu zugereiste Kaufleute bedürfen. Jene kaufen für Kameele und Bornuhenden Getreide, Bornu- und Wadaï-Kaufleute für Bornuhenden und Schmuck-

sachen, besonders Bernstein, Straussenhäute zu unglaublich billigen Preisen und zuweilen aus dem Tsadsee gebrachte Elefantenzähne.

Die räuberischen Aulād Soliman haben diese Gegend und ihre Bewohner nöthig zur Erzielung ihres nothwendigsten Lebensbedürfnisses, des Getreides. Nachdem sie sich Jahrzehnte hindurch ein unbestrittenes Ansehen dort erkämpft haben, schonen sie die Gegend, wie sie auch in Frieden mit ihren nächsten Dāsa-Nachbarn leben — den Gadawa und Dogorda, — um wegekundige Raubgenossen und streitbare Verbündete zu haben und um hier und da im Nothfalle etwas Rindvieh zu ihrem Fleischbedarf in der Nähe zu wissen. Doch die entfernteren, unmittelbar am Rande des Sees wohnenden Kanembu und Kanuri-Stämme vermindern sich mehr und mehr und ziehen sich allmählig in den Tsadsee selbst oder nach Bornu zurück.

Die nahe der Nordspitze des Sees in Beri wohnenden Sugurti sind fast gänzlich aus ihrer Heimath nach Bornu zu ihren Brüdern verschwunden. Das Königsgeschlecht der Kuburi von Kiskaua, dem auch der jetzige König von Bornu entsprossen ist, hält sich allein noch in mässiger Anzahl, doch die Magomi von Fuli, die Manijau von Manija, die Ngalma Dukko von Dschiggel — alles Kanuristämme; — die Kunkinna oder Kenanië mit den Ngellena — einst der grösste Kanembu-Stamm, wenn auch nicht der edelste; — die Korio und Konku, — die ältesten Abtheilungen der Kanembu — haben sich auf die sicheren Inseln der Tsad-Lagune vor den räuberischen Arabern zurückgezogen, welche keinerlei egoistischen Grund haben, auch sie zu schonen.

Diese verschiedenen Elemente Kanem's zu beziffern und zu einer annähernd richtigen Zahl der Gesamtbevölkerung zu gelangen, ist wegen des bunten Volks-Gemisches und bei dem politisch zerfahrenen und unsicheren Zustand des Landes nicht leicht. Der Versuch einer Zusammenstellung giebt folgendes Resultat:

A. Tibu (Tedā und Dāsa).

I. Reinerhaltene Tibu.

1. Nomadisirende Abtheilungen ziehen in dem Raume herum, der zwischen dem südlichen Theile der Strasse von Kauar nach Bornu und Kanem liegt, und in den Thälern der Districte Manga und Schitati:

- a. Gunda (Tedā aus Bardāi stammend) — Aterēta (Dāsa aus Jin) — Worda (Dāsa) — Juroa oder Osūmma (Dāsa aus Wun) — Mada (Tedā aus dem südlichen Tibesti) nehmen den nordwestlichsten Theil des gesammten Weidebezirkes in Anspruch; nur die spärlichen Mada weiden mit den Gadawa in

Schitati. Diese Abtheilungen sind so kleine Fractionen ihrer Stämme, dass sie hier alle zusammengefasst sind und kaum mehr betragen dürften, als 4000 Seelen

b. Wandala (Dāsa aus der Gegend nördlich von Kanem, die zwischen Manga und Egai liegt) mit den Jerümma und Tommüma (Dasa Sakerda aus dem Bahar el Ghasäl) weiden im westlichen Schitati und zählen etwa 5000 „

c. Dogorda (Dāsa aus Wun) sind die früheren Herren von Lilloa (Landschaft von Dattelhälern OSO. von Schitati) und betragen ungefähr 4000 „

13000 Seelen

2. Sesshafte Abtheilungen:

a. Salemea (Dāsa aus Kanem) mit den Olodea bewohnen Thäler nördlich und ostnordöstlich von Mao nach Tschiri zu, als Lugara, Juno, Kungena und zählen vielleicht 1200 Seelen

b. Beggara, (ebenfalls Dāsa aus Kanem) bewohnen Dörfchen südlich von Mao, südwestlich von Mondo und bei Jagubberi; ihre Zahl beträgt gleichfalls 1200 „

c. Worda oder Aborda, Bruchtheil eines Stammes, der sich nicht feststellen lässt, da der Name von einem Häuptlinge auf den Stamm übertragen ist, grade wie bei den alle Namen corrupirenden Arabern Kanem's die Dogorda gewöhnlich Worda genannt wurden, so lange Worde ihr Chef war. Barth, der den Kämpfen beiwohnte, welche die Araber gegen den mächtigen Stamm der Dogorda aushalten mussten, kannte diese letzteren nur unter dem Namen Worda und benennt sie irrthümlicher Weise so. Dieser hier aufgeführte Stamm ist nur ein versprengter, mit der Zeit selbstständig gewordener Bruchtheil eines anderen grösseren, wie auch wahrscheinlich die oben unter den nomadisirenden Abtheilungen aufgeführten Worda. Ich rechne sie nur zu etwa 600 „

d. Nawarma (Dāsa aus dem Bahar el Ghasäl) bewohnen einige Thäler auf dem Wege von

Schitati nach Tschiri (Terēda etc.) und be- tragen etwa	800 Seelen
e. Oreddo und Billea wohnen mit den Ngid- schem zusammen in Téfe, südlich von Metalla, und zählen ca.	600 „
	<hr/> 4400 Seelen.

II. Unreine und zweifelhafte Tibu.

a. Gadawa (Dāsa aus der Gegend zwischen Kanem und Egaï) mit den Dibberi (Ka- nembu) und Orabba (Kanembu) im mittleren und östlichen Schitati	5000 Seelen
b. Kumosoalla (Dāsa mit Bulala?) stehen unter Kumo oder Kegamma und wohnen im Norden von Mao in den Thälern Matfal, Delfeanga, Korofu, Firi, Berare etc.	3000 „
c. Hawalla, auch Famalla und Medolea genannt, bewohnen die östlichen Thäler Lilloa's (Dhummel, Faske, Wischka) und in den Thälern Modetu und Badea nach Tschiri zu; ca.	2000 „
d. Jinoa oder Mallemin in Tarfe, Waschami und Jini östlich von Mao ca.	500 „
	<hr/> 10500 „
	4400 „
	<hr/> 13000 „

Gesamtzahl der reinen und vermischten

Tibu 27900 Seelen.

B. Kanembu, Kanuri (Magomi) und Dalatoa.

Diese drei Stämme müssen hier in der tabellarischen Uebersicht zusammengestellt werden, da einerseits die beiden ersteren eng zusammen gehören und nicht immer mit Sicherheit auseinander gehalten werden, und da andererseits die Dalaton, obgleich ursprünglich von Slavenursprung, doch durchaus mit den übrigen im Laufe der Zeit vermischt sind. Auf der erläuternden Karte sind Kanembu und Kanuri durch Farbenunterschied auseinander gehalten.

I. Kanembu.

1. Tomaghera oder Tomagheri Kanem's werden, obgleich ein enger Zusammenhang mit den Teda besteht, doch jetzt zu den Kanembu gerechnet und sprechen die Bornusprache. Sie wohnen

mit den Ngidschem zu Dibelontschi und in der Gegend von Metalla	1000 Seelen
2. Konku wohnen ebenfalls im Districte von Metalla	800 „
3. Gallabu, Abtheilung der Dibberi, zu Galla westlich von Metalla	500 „
4. Kuburi zu Gala, Auso, Fuli, Teggel, Kiskaua, mit Ausnahme von Gala auf dem Rande des See's gelegenen Ortschaften	4000 „
5. Sugurti mit dem Centrum Beri	2000 „
6. Tschiroa zu Tschiri und in der Umgegend (ostnordöstlich von Mao und nordöstlich von Mondo)	4000 „

Die Kunkinna oder Kenanie mit den Ngellena aus Sulu, die Kadschiti, welche den Ruf haben, von Sklaven der Magomi abzustammen, und die Korio wohnen jetzt auf den Inseln des Tsade, wie die letztgenannten schon lange.

Es ist überhaupt kaum möglich, bestimmte Zahlen für die Kanembu-Bevölkerung anzugeben. Dieselbe wechselt alljährlich, oder verringert sich vielmehr. Die Kuburi und die Sígurti ziehen sich nach Bornu zurück, die auf dem übrigen Rande des Sees wohnenden Bruchtheile siedeln mehr und mehr auf die nächstgelegenen Inseln über. Der Rest ist, den kleinsten Weilern und den verschiedensten Stämmen angehörig, über das ganze Territorium zerstreut, so z. B. auch in den Nomadendistricten Schitati und Lilloa. Wir können diesen wohl ohne Uebertreibung annehmen zu . 6000 „ .
so dass wir eine Gesamtzahl von Kanembu haben von 18300 Seelen.

II. Kanuri oder Magomi.

Nach einem Tündscher-Referenten aus Mondo hatte ich mit grosser Mühe 89 Weiler dieses Stammes zusammengestellt, ohne die grossen Abtheilungen der auf dem Rande des Tsade wohnenden Ngalma Dukko und die Leute von Fuli mitzurechnen, was immerhin rund 1000 Hausstände, oder 6000—7000 Seelen geben würde. Doch an Ort und Stelle konnte ich nur herausfinden:

1. Bulua zu Malleam bei Mondo etwa	500 Seelen
2. Antschalibu zu Antschali, ebenfalls ca.	500 „
3. Rogodobu unter den Haddad oder Dana in Nguri	200 „
4. Biradull östlich von Antschali	200 „
5. Biriwa, östlich von Biradull zu Hamcraja	200 „

6. Melemia, östlich von Biradull und Billadschill	400 Seelen
7. Förebu zu Föri nördlich von Metalla . . .	200 „
8. Ngalma Dukko zu Dschiggel, etwa in der Mitte des nordöstlichen Seeufers gelegen . . .	2000 „
9. Leute des Dima (früher Bornu-Gouverneur von Gala) zu Gala	200 „
10. Die Magomi zu Fuli	1000 „

Ungefähre Gesamtzahl der Magomi 5400 Seelen

Auch die Magomi haben sich zum Theil auf die Inseln des See's drängen lassen, z. B. die Abtheilung der Dugua; andere, wie die Kateroa werden als ausgestorben oder verschwunden bezeichnet, und die meisten der hier verzeichneten stehen auf dem Aussterbe-Etat.

III. Dalatoa.

1. zu Mao leben etwa	1200 Einw.
2. zu Jagubbiri leben etwa	800 „
3. zu Metalla „ „	700 „
4. zu Mortofu „ „	300 „
4. zu Dschugu, Gumso und hier und da zerstreut	1000 „

Gesamtsumme der Dalatoa 4000 Einw.

„ „ Magomi 5400 „

„ „ Kanembu 18300 „

Die eng verbundenen Stämme der Magomi, Kanembu und Dalatoa mögen also für Kanem eine Gesamtzahl stellen von 27700 Seelen

C. Bulala und Kuka.

I. Bulala-Reste.

1. Ngidschem zu Dibelontschi zählen etwa . .	3600 Seelen
2. Bedde vermischt mit den Dana zu Nguri ca.	200 „
3. Sarabu zu Sara zwischen Mao und Gala und zu Billangara ebendasselbst mögen ausmachen	500 „
4. Tirra zu Wotti, nordwestlich von Metalla . .	300 „

4600 Seelen

Andere Bulala-Abtheilungen, wie die Fedh'a, welche im Districte Dschebade in der Gegend von Jagubberi wohnten, und die Diabu, welche im Districte von Dala, südlich von den vorigen, lebten und daher auch wohl Dalawa genannt werden, sind nach dem Fittri zurückgewandert, wie die ersteren, oder in den Tsad-Archipel gezogen, wie die letzteren.

II. Kuka.

Wohnen nur zu Gudscher in mehreren grossen Dörfern	1200 Seelen
Bulala und Kuka zusammen	5800 Seelen

D. Dana oder Danawa (Haddad arab.; Azoa dasag.).

wohnen südlich von Mao und Mondo, nahe dem Tsade, und werden ihre Wohnsitze wohl unter dem Namen Bari zusammengefasst. Sie zerfallen in:

1. Darkaua zu Nguri	3000 Einw.
2. Arigimma oder Arigiwa hauptsächlich zu Tschirori	} 3000 „
3. Amédia zu Bari — Tschirori	
4. Beggaroa zu Bari — Kallem	
5. Kokolira zu Kokoliri, 1 Tag SW. von Mondo	
Sie wohnen noch in geringer Zahl auf der Strecke von Mondo in Südrichtung nach Alimari, dem Südostwinkel des Tsade	500 „
und gannz vereinzelt in einzelnen Thälern Schitati's und Manga's.	

Gesamtzahl der Dana 6500 Seelen.

E. Arabische Elemente.

1. Tündscher

waren vor den Dalatoa die Wächter der Ordnung in Kanem, und es führt aus jener Zeit ihr Chef, da die Kanembu das verwaltende Bevölkerungs-Element waren, den Titel Fugobo, gleich einem Kanembu-Chef. Sie haben nach wie vor die Gegend von Mondo inne und bewohnen zahlreiche Weiler in derselben. Sie zerfallen in:

1. Leute (Näs) des Fugobo, die edelste Ab- theilung, zu Mondo	1200 Seelen
2. Leute Jusstef's, die zahlreichste Abtheilung zu Lumboa, Dschelle, Amberchen, Matami, Atleach, Amsakka, Maharraba, El Raïl, Suéda in etwa 27 Weilern zu etwa	1600 „
3. Leute Abid's zu Gremari, El Alaune, Heibari in etwa 12 Weilern zu	700 „
4. Leute des Maina zu Abu Drussa, Abu kima, Tunis in ca. 10 Weilern zu	600 „
5. Leute des Kagustema zu Abungeti und Gellis in 7 Weilern zu	350 „
6. Leute des Agid zu Kokode, Merecheia, Bilbil, Ferda in 15 Weileru zu	900 „

7. Leute des Dschellabi zu Karemi, Menowatschi und Ferda in 5 Weilern zu	300 Seelen
8. Leute der Fokkera zu El Halue in 4 Weilern	250 „
9. Leute Bulul's zu Dükua (?) in 3 Weilern .	200 „
Gesamtzahl der Tündscher	<u>6100 Seelen.</u>

II. Schoa.

Sind ausserordentlich spärlich in Kanem vertreten und beschränken sich auf:

1. die Beni Hassen, welche mit den Gadawa herumziehen und kaum mehr betragen als . . .	300 Seelen und
2. die Beni Waïl, deren Ursprung nicht einmal unzweifelhaft ist, die zwischen Mondo und Tschiri im Wadi Hanga, W. Kornaka und W. Sayal feste Wohnsitze haben und etwa zählen mögen . . .	500 „
Gesamtzahl der Schoa Kanem's	<u>800 Seelen.</u>

III. Araber aus Norden oder Wassili (Kan.).

1. Auläd Soliman in Schitati mit den Unter-Ab- theilungen der Dchebaïr (der edelsten Familie), den Scherēdat (der zahlreichsten Abtheilung) und der Miaïssa ca. ,	3000 Seelen
2. Mgharba in Lilloa etwa	1500 „
Gesamtzahl der Wassili	<u>4500 Seelen</u>
„ „ Schoa	800 „
„ „ Tündscher	<u>6100 „</u>
Bevölkerung arabischen Ursprungs . . .	11400 Seelen
„ Tibu-Ursprungs	27900 „
Kanembu, Kanuri und Dalatoa zusammen	27700 „
Bulala und Kuka zusammen	5800 „
Dāna oder Haddad	6500 „
Gesamtbevölkerung Kanem's	<u>79300 Seelen.</u>

Ziehen wir die ganze Gegend, welche die Einwohner der Nomadendistricte als zu Kanem gehörig reclamiren, in Betracht, so erhalten wir eine sehr geringe Bevölkerungsdichtigkeit. Etwa 80,0000 Einwohner auf 65,000 □Kilometer oder rund 1200 □Meilen geben 1,2 Einwohner auf den □Km. oder 66 auf die □Ml. — Doch, um Kanem mit anderen Sudanländern vergleichen zu können, zu denen es naturgemäss gehört, müssen wir den grösseren unbewohnten Theil, in dem selbst die Nomadenstämme keinen länger dauernden Aufenthalt nehmen, abziehen, und dann erhalten wir etwa

3 Einwohner auf den □Km. oder 160 auf die □Ml., und mehr können wir bei dem ausgesprochenen Steppencharakter des grössten Theils der Landschaft kaum erwarten.

II. Bevölkerung von Bornu.

Wenden wir uns jetzt zu den Bewohnern des eigentlichen Bornu, so finden wir unter ihnen neben den uns bekannt gewordenen Elementen aus Kanem, welche die eingewanderte, doch herrschende Bevölkerung darstellen, andere, welche die früheren Besitzer dieser Landstriche waren. Als die Leute aus dem Reiche Kanem innerhalb der ersten Jahrhunderte des Reiches sich nach Süden auszudehnen begannen — schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts nennt Ibn Said das Land auf dem Westufer des Tsadsees einen Theil Kanem's —, fanden sie die Gegend zwischen dem Flusse von Ioo und dem Schari von den mächtigen Soo oder Sou bewohnt. Wenn Ibn Said bei der Gelegenheit erzählt, dass der damalige König von Kanem in das volkreiche und wohlbewässerte Land Mabina gedrungen sei, und man bis jetzt diese Landschaft nicht hat identificiren können, so glaube ich, dass dieselbe gleichbedeutend ist mit dem Districte Mabani im Herzen Bornu's, welcher jetzt von der Kanuri-Abtheilung der Kagua oder Kawa bewohnt wird. Der Kaggamma, der höchste Beamte in der alten Bornu-Dynastie, hatte den District Mabani mit der Hauptstadt Udsche zur Nutzniessung und regierte denselben durch den Mai (König) von Mabani, der auch Mabanima oder Mafanima genannt wurde.

Die Soo oder Sou sind noch heute im Munde des Volkes wohlbekannt, wenn sie auch die Tradition schon mit dem Nimbus des Sagenhaften umgiebt. Sie werden als riesige Leute, ja als wirkliche Riesen, geschildert, welche fast alle Ortschaften von Ngala ab auf dem Ufer des Tsadsees und des Schari bis nach Logon bewohnten. Riesige Krüge werden noch in Ngala gezeigt, welche ihnen als Wasserkrüge gedient haben sollen und in welchem sie Wasser aus dem Tsadsee oder dem Schari holten — denn Brunnen waren zu jener Zeit unbekannt —, und mächtige Schüsseln, aus denen sie ihre Mahlzeiten einnahmen. Sie werden von der Tradition als Autochthonen bezeichnet und als nahe Verwandte der Bewohner des Tsadsees und der noch jetzt hier und da vorkommenden Keribina, die ich später erwähnen werde, anerkannt, aber von den noch genauer zu besprechenden Mekari oder Kotoko getrennt. Wenn die wenigen Sprachproben, welche ich aus dem Munde alter Leute in Ngala, als der Sprache der Soo angehörig, habe sammeln können, wirklich ihrer Sprache entnommen sind, so stellt dieselbe nur einen Dialect der Mekari-Sprache dar.

Nachdem die in das Land südlich von dem westlichen Zufluss des Tsadsee eingedrungenen Kanuri schon mehr als ein Jahrhundert lang die Macht der Soo zu brechen versucht hatten, waren diese doch noch so stark, dass sie in der Mitte des 14. Jahrhunderts vier aufeinander folgende Könige Kanem's binnen vier Jahren im Kriege tödten konnten. Erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheinen sie gänzlich unterdrückt worden zu sein, denn ihr Stamm verschwindet seit dieser Zeit in den Chroniken aus der Reihe der Feinde der Kanem-Könige, und zu Ende desselben Jahrhunderts konnten diese, als sie von den Bulala aus ihrer Hauptstadt Ndschimi vertrieben wurden, ihre Residenz in der oben genannten Landschaft Mabani aufschlagen, trotzdem dieselbe dem eigentlichen Sitze der Soo sehr nahe lag.

Wenn der dem See und dem Schari anliegende Theil des Bornu-Reiches von den Soo und den ihnen wahrscheinlich verwandten Mekari, also Bestandtheilen der grossen Massafamilie, bewohnt wurde, so ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Westen des Reiches Haussa-Elemente enthielt. Es spricht mir dafür der Name, den die Tibu — und zwar die südlichen oder Däsa —, den Bewohnern des Bornu-Reiches geben, nämlich Ause, Plural Ausa. Dies ist der eigentliche Tibu-Name für die Bornuleute, welcher nur unvollkommen von unwissenden Leuten durch die allgemeine Bezeichnung „Tuguba“, d. h. Städtebewohner, oder „Anna Bornu“, d. h. Bornuleute, ersetzt wurde.

Das Bornu-Reich, wie wir es heute sehen, dehnt sich in seinem nördlichen Theile, am Flusse von Joo oder nördlich von ihm gelegen, vom 9 Gr. östl. L. v. Gr. bis zum Rande des Tsadsees, also bis über den 13. Gr. östl. L. aus und stösst nach Westen an die Haussaländer. In seiner südlichen Hälfte fällt die Westgrenze etwa auf den 11. Gr. östl. L., auf welchem, vom Fluss von Joo nach Süden gerechnet, die heidnischen Stämme der Bedde, Ngisem, Kerrikerri und Babir wohnen und dem Bornu-Reiche nur sehr unvollkommen unterworfen sind. In dieser südlichen Hälfte erstreckt sich das Reich nach Osten über den 14. Gr. hinaus, bis zum Schari, vielfach also bis zum 15 Gr. östl. L. Nach Süden überschreitet das ganze Reich kaum den 11 Gr. nördl. Br. Hier wohnen die Marghi, die Mandara und die Musgo, welche, wie die obengenannten Heidenstämme, in unvollkommener Weise und beschränkter Ausdehnung dem Bornu-Könige unterthan sind. Die Grenze im Südwesten und Süden kann deshalb nicht genau fixirt werden, doch hat das ganze Reich ohne Kanem, welches ja auch nur zum spärlichsten Theile noch zu Bornu gehört, einen ungefähren Flächeninhalt von 140,000 □ Km. oder 2550 □ Meilen.

Die Gegend des Komodugu Joobe und südlich von ihm ist verhältnissmässig sehr dicht bewohnt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung erreicht gewiss 1500 Individuen auf die □ Ml., was bei obigem Flächeninhalte eine Totalbevölkerung von nahezu 4 Millionen für das Bornugebiet ergeben würde. Barth, welcher am meisten vom Innern des Bornu-Reiches gesehen hat und stets so sorgfältig in seinen Erkundigungen und Zusammenstellungen war, schätzt die Bevölkerung von Bornu auf 5 Millionen. Es mag sein, dass noch mehr als 1500 Seelen auf die Quadratmeile zu rechnen sind, doch ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, dass die Gesamtbevölkerung unter 5 Millionen bleibe. In den Theilen des Landes wenigstens, welche ich zu besuchen Gelegenheit hatte, waren die Barth'schen Zahlen entschieden und nicht unerheblich zu hoch gegriffen.

Die einzelnen Stämme nach ihrer Seelenzahl zu schätzen, ist bei ihrer mannigfachen Verschiebung, Zerstreung und Zersplitterung für jetzt unmöglich, doch dürften etwa $\frac{3}{8}$ der Totalbevölkerung auf die Kanuri mit den Manga, $\frac{2}{6}$ auf die Mekari und ihre Verwandten, $\frac{2}{8}$ auf die Tibu, Kojam und Kanembu und $\frac{1}{8}$ auf die Araber und die Bruchtheile anderer Stämme gerechnet werden können.

Von Kanem aus am Rande des Sees nach Bornu gehend, finden wir nördlich vom Fluss von Joo den Kanembu-Stamm der Tomaghera, der auch noch Dörfer hier und da im Innern des Reiches bevölkert und von dessen interessanter Mischnatur aus Tibu und Kanembu ich schon bei Gelegenheit Kanem's gesprochen habe. Wenn man den Gelehrten der Tomaghera Glauben schenken wollte, so verdankte der ganze Stamm seinen Ursprung einem heiligen Manne aus dem Stamme der Beni Ansar aus Medina. Auch etwas weiter vom See nach Westen zu entfernt haben sie ihren Antheil an der Bildung des Mischstammes der Dschatko auf dem Nordufer des Komodugu Joobe, der aus Kanuri, Tomaghera und der Kanuri-abtheilung der Kai Borkua — weiterer Beweis für den nördlichen Ursprung der Kanuri-Elemente — besteht.

Neben ihnen wohnen die Mobber, ein Kanembu-Stamm, unrein durch Vermischung mit eingeborenen Elementen.

Ueberschreitet man den Fluss von Joo, so findet man an seinem Südufer die Kuburi in Dutschî, und auf dem Rande des Tsad-sees die Sugurti bis zur Breite von Kuka und von da bis Ngornu wieder die Kuburi. Im weiteren Innern sind die Kanembu nicht häufig, mit Ausnahme der Tomaghera, die, wie schon erwähnt, den Vasallenländern oder Provinzen Mandara und Munio, im äussersten Süden und im äussersten Norden des Reiches, Könige gaben. Während viele Kanembu nachweislich erst in neuerer Zeit nach Bornu eingewandert sind, wie ein grosser Theil der Sugurti, so müssen z. B. die Kuburi, die ja auch die königliche Abtheilung der

Kanembu darstellen, schon lange in Ngornu gewohnt haben, denn das hohe Amt des Chefs von Ngornu, der zweiten Stadt des Reiches, verleiht seit langen Jahrhunderten den Titel Fugoma, der sich ganz der gewöhnlichen Chefbezeichnung bei den Kanembu anschliesst.

Am See wohnend unterhalten sie an verschiedenen Stellen freundliche Beziehungen zu den Jedina oder Buduma, den Einwohnern des Tsade, mit denen sie Tauschhandel treiben, züchten mit Vorliebe das schöne, sogenannte Kuri-Rind mit seinen riesigen, leierförmigen Hörnern, deren eines ich am Ursprung 0,52 Meter im Umfange fand, cultiviren so viel Getreide als ihnen zum Unterhalte nöthig ist, aber viel mehr Baumwolle und bringen ausserdem Natron, getrocknete Fische, saure Milch u. s. w. auf den grossen Markt in Kuka. Sie sind alle typisch, jeder Einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau und grade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanuri, die kein charakteristisches Gepräge mehr haben. Sie sind hochgewachsener als die Tibu, mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten und verhältnissmässig gering entwickeltem Brustkasten, und sind voller, fett- und muskelreicher, als jene. Im Allgemeinen sind sie von edlerer Gestaltung, als die Kanuri und auch von regelmässigeren Zügen. Besonders die Frauen, deren zierliche Tibugesichter den scharfen Wüstenschnitt verloren haben und sanft gerundet erscheinen, sind viel hübscher als die Bornufrauen. Bei den meisten Kanembu fielen mir die in sonderbarer Weise abstehenden Ohren auf.

In der Tracht sind sie weniger raffnirt und einfacher in den Schmucksachen, als die civilisirteren Kanuri, halten an einer ursprünglichen und bei besonderen Gelegenheiten phantastischen Kopfbedekung fest, während die Kanuri gerne das Kopfhaar rasiren und barhäuptig gehen, und führen kleine Schilde aus dem leichten Phoguholze. Diese, die Speere, Lanzen und das lange Vorderarmmesser sind ihre Waffen; das Wurfeisen der Tibu, Bogen und Pfeile der Dana und Manga und das Pferd der Kanuri kennen sie nicht. Ihre schlanken Mädchen rasiren das Kopfhaar an den Schläfen und am Hinterkopf, und tragen nur das Haar auf der Höhe des Kopfes in zierlichen Flechtchen, die in der vorderen Hälfte in der Mitte gescheitelt nach beiden Seiten abfallen, während die hintere Hälfte nicht getheilt ist.

Neben den Kanembu und den Dschatko wohnen auf beiden Seiten des Komodugu die Tibu und die Kojam, welche unter sich verwandt sind. Die Kojam, die früher in Kanem und den nördlich davon gelegenen Steppen weideten, sollen aus einer Mischung der Tibu mit Fellata, welche sich selbst in der Einzahl „Pulo“, in der Mehrzahl „Fulbe“ nennen, hervorgegangen sein; doch stammt

diese Ansicht wohl nur aus dem Umstande, dass die Kojam nach ihrer Einwanderung in Bornu, zuerst im Westen, in einem District mit Fellata-Elementen gewohnt haben. Jedenfalls muss ihre Einwanderung frühzeitig stattgefunden haben, denn wo sie nicht mit den Tibu vermischt leben, haben sie die Kanuri-Sprache vollständig und ausschliesslich adoptirt. Sie sind, wie erwähnt, die einzigen ihrer nächsten Verwandten, welche an dem heimathlichen Kamcele festgehalten haben, während die später eingewanderten Tibu das landeseigenthümliche Rind als Haupthausthier haben und sich auch vielfach mit Pferdezucht abgeben. Aeusserlich unterscheiden sie sich kaum von den Tibu. Sie bringen ihre Producte: Getreide, Butter, Schafe und Holzkohlen auf den grossen Markt von Kuka.

Die Tibu in Bornu zeigen selbst durch die Namen vieler ihrer Stammabtheilungen den innigen Zusammenhang, in dem sie zu den Kanuri und den Kanembu stehen. Wir finden neben den Wandala, Atereta, ganz rein erhaltenen Stämmen, Kawa, Kaida, Dugua, Biriwa u. s. w. Sie haben übrigens an heimathlicher Sprache und Sitte festgehalten, mit der erwähnten Ausnahme, dass sie den Kameelen entsagt haben und sich mit Rindvieh- und Pferdezucht beschäftigen. Dass sie physisch von ihrer Umgebung, in der sie immer in verhältnissmässig geringer Anzahl leben, mannichfache Alterationen ihrer ursprünglichen Natur erlitten haben, in Hautfärbung und Zügen, ist wohl erklärlich.

Kanembu, Tibu und Kojam in Bornu mögen zusammen nahezu die Ziffer einer Million erreichen.

Auf dem Nordufer des Flusses von Joo bildet die westlichen Nachbarn der Tibu der schon erwähnte Stamm der Manga, der nur die Kanurisprache spricht, doch von allen Eingeborenen scharf von den Kanuri und Kanembu getrennt wird. Ich weiss nicht, ob der Stamm etwas mit der Landschaft Manga in Kanem zu thun hat, denn eine bestimmte Tradition darüber habe ich nicht in Erfahrung bringen können; doch wenn man bedenkt, dass die erwähnte allgemeine Ansicht über die Dana in Kanem, der zufolge dieselben einer Mischung von Manga und Bulala entspringen, und die Thatsache, dass sie in Bornu, ausser den hier und da zerstreuten Fellata und den ebenso spärlichen und zerstreuten Keribina, die einzigen Stämme sind, die sich der Bogen und Pfeile bedienen, und dass die Anlagen und Befestigungen ihrer Ortschaften, wie ich ebenfalls erwähnt habe, in Etwas an die der Dana erinnern, so muss man immerhin gestehen, dass dies nicht unwahrscheinlich ist. Die Manga führen ausser Bogen und Pfeilen noch eine kleine Streitaxt, die wir allerdings bei den Dana nicht finden. Sie sind plump, hässlich, eckig und weit entfernt von der harmonisch entwickelten Körperbildung der Kanembu.

Sie bezeichnen merkwürdiger Weise, trotzdem sie nur die Kanuri-sprache reden, die Kanuri mit dem Namen „Bale“ (wie die Haussa) und werden von vielen Leuten in Bornu als ein Mischstamm von Kanuri-Elementen erklärt, deren Collectivname „Manga oder Madinga“ einen Menschen bedeutet, der im Handel schwierig ist. Sie erscheinen auf dem Markte der Hauptstadt des Reiches, ausser mit den gewöhnlichen Producten der Matten- und Korbflechterei und den gewöhnlichen im Handel gebräuchlichen Baumwollenstreifen (Gabaga), mit schlechtem, aus Erde ausgelaugtem Salze zum Verkauf. Zu Hause begnügen sie sich wohl mit dem Lederschurzfell als einziger Kleidung. Die Landschaft der Manga grenzt zum Theil im Westen an die Vassallenländchen des Ghaladima, an Maskhena, an Gummel und nach Norden an Munio und Sinder, von denen allen der grösste Theil als Provinz Demagherim zusammengefasst wird, welche am meisten durch Sinder repräsentirt wird.

In dem nördlichsten Grenzlande nach Westen, in Sinder, stossen Kanuri mit den Haussa-Leuten und Tuareg-Elementen zusammen; in dem südlich davon gelegenen, am weitesten nach Westen reichenden, Gummet wiegt Haussablut und Haussasprache vor, und in dem nach Osten daran grenzenden Maskhena macht es sich immerhin den vorwaltenden Manga- und Kanuri-Bestandtheilen gegenüber noch geltend.

Hiermit kommen wir zu dem Hauptbestandtheile der Bevölkerung Bornu's, den Kanuri oder eigentlichen Bornuleuten, welche die Eroberer und Herren des Landes sind und den Kern der Bevölkerung darstellen. So unterschieden sie äusserlich von den Kanembu sind, so schwer ist es, sie in ihren Stamm-Abtheilungen von diesen zu trennen. Man erkundige sich bei einem intelligenten Kanemma nach den einzelnen Abtheilungen seines Stammes, und er wird sicherlich Tura, Kaï u. s. w. darunter anführen, und der befragte Kanuri zählt als seines Gleichen gewiss Kuburi, Tomaghera u. A. mit auf. Auf der andern Seite ist auch die Verbindung der Kanuri mit den Tibu z. B. durch die Abtheilung Kawa, welche beiden Stämmen angehört, aufrecht erhalten, und ebenso finden wir unter den Tibu-Stämmen des eigentlichen Bornu Namen, wie sie sonst den Familien-Abtheilungen der Magoni zukommen, wie Dugua, Biriwa, Tschelumwa u. s. w.

Die Kanuri sind die eigentlichen Herren des Landes, fremde Einwanderer, welche, selbst schon gemischt, durch Mischungen nach allen Richtungen mit den mannichfachen von ihnen unterworfenen Stämmen eine sehr unklare und bunte Physiognomie erhalten haben. Der Name hat wahrscheinlich keine nationale Bedeutung, sondern scheint durch den Gegensatz von Heidenthum und Islam entstanden zu sein. Sie brachten, nachdem das Reich Kanem schon bestanden

hatte, die neue Religion, das „Licht“, in die Heidenländer, und es ist deshalb wohl erklärlich, dass sich eine Benennung für sie herausbildete, welche der arabischen Sprache entnommen und nach der Landessprache zugestutzt wurde. Danach würde das Wort Kanuri von dem arabischen „Nur, das Licht“, stammen, das durch das landeseigenthümliche Präfix „Ka“ zu dem concreteren Begriffe „der Leute des Lichts“ wurde. Es mag aber auch sein, dass das Wort ursprünglich ein Eigenschaftswort ist und nach der Eigenthümlichkeit der Bornu-Sprache mit dem Suffix „ri“ gebildet wurde, also eigentlich „Kanemri“ hiess, und Leute bedeutet, die von Kanem kamen.

Man unterscheidet an Abtheilungen der Kanuri zunächst die Magomi, welche das Centrum des Reiches innehaben und das königliche Blut vertreten. Ihre Unterabtheilungen bezeichnen die einzelnen Familien, welchen frühere Könige der Dynastie Ursprung gaben, und so haben wir unter ihnen Umewa, Bikoriwa, Selemwa, Dunamawa, Biriwa, Dalawa etc. Sie stellen das Königsgeschlecht dar nach der Einwanderung von Kanem in das eigentliche Bornu, während das ursprüngliche Königsblut des Reiches Kanem in den Kuburi lag, die noch jetzt, sowohl von den Kanembu als auch von den Kanuri, als zu ihnen gehörig reclamirt werden.

Die Landschaft, welche sich südlich von Ngornu bis Dikoa und nach Westen bis zu den Kawa erstreckt und deren einstiges Centrum Mofjo war, ist von Ngoma oder, wie sie heut zu Tage genannt werden, Ngomatibu bewohnt; ihre Nachbarn, die Kawa, bewohnen südwestlich davon den District von Udsche, das einstige Mabina, das jetzt Mabani genannt wird, und stossen ihrerseits nach Südwesten an die Ngasir in dem District von Gudscheba, dem einstigen Lande Deia. Zwischen diesen Hauptstämmen der Kanuri, den Magomi im Centrum, mit dem Mittelpunkt Magomeri, und den eben genannten, wohnen neben und zwischen einander die kleineren Stammabtheilungen, die Kaï, Tura, Ngallaga, Ngalmadukko, und die Magomi selbst finden sich häufig hier und da ausserhalb ihrer Hauptsitze im Centrum des Landes, am Flusse von Joo hin und im äussersten Westen in den oben aufgeführten Vasallenstaaten.

Von den genannten Abtheilungen sind die Tura besonders zu merken, welche um die Mitte des 11. Jahrhunderts Dirki in der Oase Kuar colonisirt haben sollen.

Alle Kanuri zusammen mögen $1\frac{1}{2}$ Mill. Seelen umfassen.

In wie weit die genannten Kanuri-Stämme jetzt das ausschliesslich eingewanderte, erobernde Element darstellen, und in wie weit sie noch die Stämme vertreten, die ursprünglich im Centrum und Südwesten des heutigen Bornu wohnten, wird vielleicht einst aus dem Studium der Sprache der westlichen und südwestlichen heidnischen

Grenzstämme, der Bedde, der Kerikerri und der Babir erhellen. Jetzt sind beide, Einheimische und Fremde, durch langjährige Vermischung bei gleicher Umgebung und bei gleichen Lebensbedingungen mehr oder weniger gleichartig geworden, doch erinnert Manches bei den Kanuri noch an die fremde und zwar bei den einzelnen Stämmen verschiedenartige Beimischung. Während die Frauen der Magomi z. B. das Haar an Schläfen und Oberhaupt in kurze, dünne Flechtchen ordnen, deren Enden büschelförmig aufgelöst sind, und auf der Höhe des Kopfes durch einen Querscheitel in eine vordere und hintere Hälfte theilen, die ebenfalls in dünne, am Ende aufgelöste Flechten arrangirt werden, so halten die Ngomatibu-Frauen mit Zähigkeit an ihrer kleidsamen Coiffüre in Form eines stolzen Helmkammes fest, der durch ein entsprechendes Gestell, das dem Kopfe aufliegt und auf das von allen Seiten das eigene und fremdes Haar hinaufgekämmt wird, entsteht.

So wenig typisch und so mannichfaltig sie in Körperbau, Kopf- und Gesichtsbildung und selbst in der Hautfarbe sind, so gehören Alle doch im Ganzen und Grossen zu den hässlichen Negern. Sie sind meist mittelgross, plump, grauschwarz oder rothschwarz und sind weit entfernt von den elastischen und energischen Bewegungen der Tibu und der Kanembu. Besonders die Frauen sind entschieden sehr deteriorirt, wenn wir den harmonischen Wuchs und die gefälligen Züge ihrer Verwandten, der Kanembufrauen, ansehen.

Die Kanuri tragen das weite, arabisch Tobe genannte, Gewand, ein weites Beinkleid, rasiren sich das Haupthaar, erfreuen sich gewöhnlich wirklicher Lederschuhe und sind sehr eitel und auf schöne Kléidung versessen. Sie tragen 2, 3 bis 6 Gewänder, eines über dem andern, trotz der hohen Temperatur, nur um ihrer Eitelkeit zu fröhnen, und ein Beinkleid umfasst nicht selten 20 Meter eines 2 Fuss breiten Stoffes. Aus Eitelkeit sind sie auch hauptsächlich kriegerischen Aufzügen ergeben, bei denen sie in dem entsprechenden Schmucke das Aeusserste leisten. Dann figuriren Stahlpanzer und Wattenpanzer bei Menschen und Pferden; mit Messingplatten verzierte wattirte Kopfbedeckungen; der rothe Bernus aus schlechtem europäischen Tuche; rothe Wollenshawls und -Binden; dicke wollene und seidene Schnüre mit Troddeln und Quasten, an welchen sie das Schwert tragen und ihre zahlreichen Amulette und Talismane gehängt werden; buntseidene Decken, welche, am Sattel befestigt, über das Hintertheil des Pferdes hinaus weit nachschleppen u. s. w. Doch am wirklichen Kriege haben sie keine Freude; sie sind feige Poltrons und lieben die Behaglichkeit und den Genuss über Alles. Ihre Gentisse erstrecken sich aber nur auf Essen und Frauenliebe. Es ist merkwürdig, dass so genussstüchtige, leichtsinnige, leichtlebige Menschen nicht mehr Laster und verschiedenartige materielle Ge-

nüsse in ihr Leben eingeführt haben. Sie rauchen weder, noch schnupfen sie, und verschmähen jedes gegohrene Getränk. Derartige Genuss- und Reizmittel, wie auch der Kaffee, den sie ebenfalls nicht lieben, werden ihnen ersetzt durch die Guronuss, für die sie eine grosse Passion haben. Diese ist die Frucht der *sterculia* oder *oola acuminata*, wird aus den Nigerländern eingeführt, enthält ein animirendes Prinzip, und ihre Leidenschaft für diesen Genuss ist eine so grosse, dass, wenn durch Krieg oder andere Gründe die Einfuhr leidet und der Artikel sehr vertheuert wird, sie selbst das, was ihnen sonst am höchsten steht, ihre Pferde und Sklavinnen, verkaufen, um ihres Lieblingsgenusses theilhaftig zu werden. Auch für die Pferde, wie gesagt, haben die Kanuri eine grosse Vorliebe; sie sind vortreffliche Reiter, und die Thiere, welche seit mehr als 7 Jahrhunderten dort eingeführt sind, stellen eine hübsche, wohlacclimatisirte Raçe dar, welche noch am meisten Aehnlichkeit mit dem Berberpferde hat.

Die Kanuri sind ausserordentlich rührig und unternehmend, so weit es sich mit ihrem natürlichen Mangel an Muth verträgt, intelligent in ihren Kombinationen, rastlos im Handel. Sie haben eine grosse Geschicklichkeit sich Fremdes anzueignen, sind geschickt in Kunstfertigkeiten und im niederen Volke auch recht fleissig. Ihre Kleidung entspringt einheimischer Manufactur und wird durch Zusammennähen von mehrzölligen Baumwollenstreifen, die in sehr verschiedener Güte im Lande gewebt werden, hergestellt. Auch die Verzierung ihrer Gewänder mit Stickereien ist ausserordentlich mannichfaltig und geschmackvoll, und stehen sie in dieser Hinsicht ihren Nachbarn in den Haussa-Staaten keineswegs nach. In der Fabrikation selbst werden sie von diesen übertroffen, sowohl in der Baumwollenmanufactur als in Lederarbeiten, in der Färbekunst und in den Korb- und Mattenflechtereien; doch produciren auch die Kanuri massenhaft und solide und sind ihrerseits in allen diesen Gewerben ihren östlichen Nachbarn weit überlegen. Der Haussamann ist fleissiger und geschickter in der Arbeit, sehr viel mässiger im Genuss, sparsamer, zäher im Handel, während der Kanuri leichtsinniger, aber auch unternehmender ist.

Die Wohnungen bestehen entweder in Strohhütten, die mit aus Stroh geflochtenen Umzäunungen eingehegt sind, oder in Erdhütten in der Form der vorigen, mit Strohdach, oder endlich in weiten viereckigen Erdhäusern, welche denen von Fessan nicht unähnlich, doch weiter und grösser sind. Diese letzteren sind von Erdmauern umschlossen, innerhalb deren einzelne Hütten für die verschiedenen Frauen mit ihren Kindern errichtet werden. Ueberall sehen wir das Streben nach Behaglichkeit. Die Höfe gewinnen ein freundliches Aussehen durch Bäume, in denen ein heiteres Vogel-

leben sich entfaltet; die Hütten sind umringt von Schlinggewächsen aller Art, und auf ihren Spitzen thront ein Zierrath von Strausseneiern. Zu ebener Erde findet man häufig Taubenhäuschen aus Lehm und hier und dort Schattendächer und Ruheplätzchen für den Hausherrn oder vertraute Besucher.

Auf der Strasse und den öffentlichen Plätzen präsentirt der Kanuri mit Ostentation Alles, was er leisten kann im Schmucke seiner Person und seiner Pferde. Die Frauen kleiden sich nicht nur in die schon besprochenen beiden Shawls für Hüfte und Schulter, sondern hüllen auch häufig den Oberkörper noch ausserdem in ein kurzes Hemdchen, das auf seiner ganzen Oberfläche in den buntesten, gefälligsten, eigenartigsten Mustern mit Seide gestickt ist. Sie tragen die Reize ihrer Kleider und ihrer Schmuckgegenstände, die in silbernen Fuss- und Armringen und am Hinterkopfe in einem halbmondförmigen, silbernen Schmuck des Haares bestehen, und die Vorzüge ihres Körpers mit einer solchen raffinirten Coquetterie zur Schau, wie wir sie in dieser Beziehung in den renommirtesten europäischen Städten nicht ausgebildeter finden können. In den Strassen und auf den öffentlichen Plätzen ertönt allabendlich in den Städten und Dörfern die Musik, welche unter rythmischem Händeklatschen und nicht ungefälligem Gesange die graziösen, quadrillenartigen Tänze der Jugend begleitet, während die Alten in den Höfen und auf der Strasse auf Matten oder auf der blossen Erde hockend, ihrem Hange zur Geschwätzigkeit fröhnen.

Im Verkehr sind sie unzuverlässig, prahlerisch, lügenhaft, doch anderseits gutmüthig, intelligent und höflich. Das Streben nach Pracht und Glanz im Verein mit ihrer Unzuverlässigkeit hat den Handel in ihrem Lande ausserordentlich geschädigt. Während früher die Bornustrasse der gesuchteste Weg war, welcher das Mittelmeer mit Centralafrika verband, so vereinsamt sie jetzt von Jahr zu Jahr mehr, nicht allein weil der Sklavenmarkt schlechter und schlechter geworden ist, sondern auch weil die fremden Kaufleute, die sich durch die hohen Preise verleiten lassen auf Credit zu verkaufen, oft erst nach einem Opfer von manchen Jahren in die Heimath zurückkehren können und nur allzubüßig hinstirben, ohne von ihren Schuldnern befriedigt worden zu sein. Ehrenhafte Kaufleute Tripolitiens wenden sich lieber den Haussastaaten zu, wo der fleissige und zuverlässige Einwohner ihm einen rapiden Umsatz verspricht, oder nach dem primitiven und uncivilisirten Wadaï, wo der König seine Unterthanen durch strenge Strafen zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zwingt. Gleichwohl verleiht den Städten Bornu's die Lebhaftigkeit des einheimischen Handels und die Mannichfaltigkeit von Gewerbe und Industrie im öffentlichen Leben einen besonderen Reiz; die Bevölkerung ist zu gross, ihre Ansprüche an das Leben

sind zu mannichfach, um nicht in dieser Richtung, selbst ohne Absatz nach Aussen, eine rege Thätigkeit zu unterhalten. Der beste Beweis dafür ist der grosse Montagsmarkt in Kuka; eines der grossartigsten Schauspiele, das man im afrikanischen Leben sehen kann. Gewiss 20,000 Menschen sind von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dort beschäftigt zu kaufen und zu verkaufen, und selbst die alltäglichen Nachmittagsmärkte im Innern dieser Hauptstadt des Bornu-Reiches sind grösser, als die Wochenmärkte in der Stadt Tripolis. Da werden Strobzäune zur Einhegung und zu Schattendächern, Stangen und Pfähle zum Bau der Hütten, Stroh für die Pferde, Stricke aus allen möglichen Materialien verkauft. Da bietet man Menschenwaare aus allen Ländern Innerafrika's in jedem Alter und zu jedem Preise feil; findet Baumwolle, so viel man will, und kann sich auf Monate mit Weizen, Duhn, wildem Reis, Sorghum, Butter, Honig und Erdnüssen verproviantiren. Da sind Pferde im Preise von 5 bis zu 100 Thalern, Ochsen, Schlachtkühe, Esel, Kameele, trockene Fische des Tsadsees ausgestellt; Barbieri haben ihre Buden aufgeschlagen, Schmiede verfertigen an Ort und Stelle die Werkzeuge zum Ackerbau; Schlächter haben Garküchen errichtet und Mäkler durchstreifen den Markt, um die Producte der Landesindustrie, zu und Straussenfedern oder Elfenbein auszubieten. Tausende von Toben kann man an einem Tage ohne besondere Mühe kaufen im Augenblicke einen Hausstand mit Trinkgefässen aus buntbemalten Kürbisschaalen, Ess-Schüsseln, aus Holz geschnitzt und schwarz gebeitzt, Thonkrügen und geflochtenen Körben und Schüsseldeckeln in den verschiedensten Mustern versehen, und bei den Kurzwaarenhändlern findet man in bunter Mannichfaltigkeit Producte aus aller Herren Ländern Europa's, Asiens und Afrika's, die sich allmählig dorthin verirrt haben und in antiquarischer Weise von Speculanten gesammelt werden. In der Mitte der Stadt sieht man überall die Werkstätten der Schneider, der Schuhmacher, der Schmiede, der Sattelfabrikanten, und an allen Ecken und Plätzen etablirt irgend Jemand ein kleines Schattendach, um unter demselben einige Erdmandeln, Datteln oder dergl. zu verkaufen.

Im Innern der Hofräume nimmt einen wesentlichen Raum, wenigstens bei den Reicheren, die Abtheilung in Anspruch, in der sich die Pferde befinden. Während die Araber (Schoa) und die Tibu für die Pferdezucht, für Reinheit und Vortrefflichkeit des Blutes, Sorge tragen, so excellirt der Kanuri in der Pferdewartung. Jeden Tag wird der Pferdestand auf das Sorgfältigste mit neuem Sande, anstatt unserer Streu, bedeckt. Während der Tageshitze oder während des Regens werden die Thiere unter, zu diesem Zwecke errichtete, Schattendächer gestellt, und unaufhörlich sind die Diener beschäftigt, jeden Unrath zu entfernen. Hat das Pferd gestallt, so

wird der durchnässte Theil des Bodens sofort entfernt und durch frischen Sand ersetzt; Stroh, — frisches Gras hat man nur während der Regenzeit — wird ihm während des ganzen Tages in geringer Menge dargereicht, und vielfach ist es Sitte, ihnen die Getreidenahrung — und zwar bekommt ihnen die *Penicillaria* am besten — während des ganzen Tages nicht zu entziehen.

Der Besitz der Bornuleute an Rindvieh ist gross, sowohl an der schon erwähnten Sorte der Kuri-Rinder als auch an der andern kurzhörnigen, starkhalsigen, deren sich hauptsächlich die Araber bedienen. Eine dritte, ohne fleischigen Höcker zwischen den Schultern, ist von den Fellata bevorzugt. Eine Schlachtkuh kauft man für 2 Thaler, eine Milchkuh wird den Preis von 4 Thalern kaum überschreiten und der schönste, stärkste Lastochse kostet nicht mehr als 6 bis 8 Thaler*). Durch seine prachtvollen, ramsnasigen Schafe übertrifft Bornu alle seine Nachbarländer.

Die Natur ihres Bodens ist sehr mannichfaltig und erlaubt die Kultur der verschiedensten Früchte. Da ist im Norden ziemlich viel Sandboden, in der südwestlichen Umgegend des Tsadsee's ein reicher, tiefschwarzer Humusboden und im Lande vertheilt findet sich ausgedehnter, fetter Thonboden. Man cultivirt reichlich *Penicillaria*, Sorghum, hier und da Weizen, Mais und *Massakua* (*holcus cernuus*) in grosser Menge, Bohnen, Erdnüsse, Baumwolle, Indigo, Kürbisse und Melonen.

Viel zu essen, täglich frisch geschlachtetes Fleisch zu haben, die gewöhnliche Schüssel des steifen Dohnbreies reichlich mit Butter zu übergiessen, oder Weizengebäck in Honig schwimmend zu geniessen, das ist das Hauptstreben der besser Situirten.

Ihr Staatsleben verräth noch Anklänge an ihren nordischen Ursprung durch die grosse Rathversammlung von aristokratischen Repräsentanten der verschiedenen Stämme, welche das Reich bilden. Nomaden im Allgemeinen, Tibu und Berber lieben die starre Autokratie nicht, während der sesshafte Neger sich leichter der Ausübung einer unumschränkten Gewalt unterwirft. So ist auch die Landesrepräsentation durch die Rathversammlung der Edlen in Bornu allmählig ein Scheininstitut geworden, und das Königthum jetzt so absolut, als es nur irgendwo gefunden werden kann. Die Administrativeintheilung des Landes ist eine sehr complicirte und verwirrte. Das Land ist nicht regelmässig in Provinzen eingetheilt, sondern die Grosswürdenträger, die Mitglieder des grossen Rathes, welche Koakena oder Kokenawa genannt werden, die Kriegsanführer, welche den Titel Kaschella führen, haben hier und da ihre Bezirke,

*) Es ist stets von Maria-Theresia-Thalern aus Oesterreich die Rede, welche dort Cours haben und deren jeder etwa 4 Mark gleichkommt.

ihre Städte, ihre Ortschaften zur Verwaltung und zur Nutzniessung, und nur sehr schwer kann man die ursprüngliche Eintheilung und Verwaltung, welche unter der früheren Dynastie eine viel regelmässiger war, nachweisen. Vor den Oberen pflegen sich die Leute als Zeichen der Unterwürfigkeit Sand oder Staub auf das Haupt zu streuen.

Als Tätowirung pflegen sie sich einige Einschnitte auf den Vorderarm, den Unterschenkel, den Bauch, und zahlreichere (6 bis 8) auf die Jochbögen zu machen.

Die Kanuri zeichnen sich durch eine grosse Fruchtbarkeit aus. Die Familie des Scheich Omar, Königs von Bornu, mit seinen Kindern und Kindeskindern mag leicht einige Hunderte Köpfe betragen und Familien mit 10—12 Kindern sind ganz gewöhnlich. Gleichwohl sind sie sehr von Krankheiten heimgesucht. Ihr flaches, zeitweise überschwemmtes Land mit häufigem Thonboden, die einen Theil des Jahres hindurch dampfreiche Atmosphäre mit ihrem geringeren Stoffwechsel disponiren zu Fiebern. Leber- und Unterleibskrankheiten, Geschwüren und Hautkrankheiten, schlecht verheilenden Wunden, dem Guineawurm, während ihre Unmässigkeit und ihr Hang zur Liederlichkeit die Krankheiten der Verdauungsorgane vermehren und der Syphilis eine furchtbare Ausdehnung verschaffen. — Der graue und der schwarze Staar sind in unglaublicher Menge vertreten und in Folge von Bindehaut- und Hornhautkrankheiten Erblindete durchziehen in Schaaren die Strassen. Die Lepra in allen ihren Formen ist endemisch in einer Häufigkeit, wie man sie in keinem der Nachbarländer findet.

Die Hauptkriegsmacht des Bornu-Reiches besteht in der Reiterei, deren der König und jeder Würdenträger auf eigene Kosten und zum eigenen Nutzen so viel hält, als er irgend leisten kann. Diese stellt so zu sagen die regelmässige Cavallerie dar und mag immerhin an 3000 Reiter umfassen, während die unregelmässige von den Zuzügen aus dem Lande, hauptsächlich von Arabern und Tibu gebildet wird und noch ungefähr 10 weitere Tausend betragen mag. Von den regelmässigen Reitern ist etwa die Hälfte mit Wattenpanzern versehen. Daneben hat der König noch eine annähernd regelmässige, flintenbewaffnete Fusstruppen, welche mit den ebenso bewaffneten Leuten ihrer Anführer sich auf 600 bis 1000 beläuft. Sodann sind die Kanembu verpflichtet zu einem allgemeinen Zuzuge von speer- und schildbewaffneter Fusstruppen, so wie die Manga zur Sendung von Bogenschützen, und endlich ist in jenen Ländern, wenn es sein muss, Jeder Soldat. Im Nothfalle vermag Bornu 10,000 bis 15,000 Reiter und Hunderttausend Fusskrieger in's Feld zu stellen.

Der ganze Südosten Bornu's ist von Mekari oder Kotoko bewohnt, zu denen im weiteren Sinn die Einwohner der Provinz

Kotoko im eigentlichen Bornu, die Einwohner von Logon, die Leute von Mandara, die Gamerghu, die Marghi, die Musgo und vielleicht die Bewohner der Tsad-Inseln gehören. Von diesen sind Logon und Mandara regelmässige Vasallenstaaten Bornu's, die Gamerghu ein halbheidnischer, unvollkommen unterworfenen Stamm im Süden von Bornu; die Marghi, ein theilweise unterworfenen Heidenstamm auf der Südgrenze des Landes, und die Musgo ein nicht unterworfenen Stamm südlich von Logon. Alle gehören der grossen Familie der Massa, wie sich die Mussgo, der zahlreichste der zusammengehörigen, genannten Stämme, selbst nennen, an, sind aber zum Theil durch ansehnliche Dialectverschiedenheit, durch abweichende Sitten und durch verschiedengradige Civilisation getrennt. Manche sind Muselmänner, viele Heiden. Die Leute behaupten, dass die Mekari des eigentlichen Bornu's und Logon's nicht die ursprünglichen Bewohner ihrer jetzigen Landschaften, sondern Einwanderer seien. Als jene werden vielmehr bezeichnet die Soo oder So oder Sou, die Einwohner des Tsadsees, und die Keribina, Leute die im Süden Bornu's und Logon's zerstreut nur von der Jagd leben. Doch die Verwandtschaft der Sprache der Tsadleute und der Keribina mit den übrigen Massadialecten, wenn sie sich bewahrheitet; ferner die Thatsache, dass sich die verwandten Stämme dieser Familie über ein weites Gebiet erstrecken und theils als Muselmänner, theils als Heiden in den verschiedensten Graden socialer Entwicklung leben, spricht dafür, dass sie jedenfalls, wenn sie nicht für uns Autochthonen darstellen, doch in der Zeit vor dem dortigen Islam ihre Wohnsitze daselbst hatten, und in gewissem Grade mit den So und den Keribina verwandt waren.

Für ihre Islamisirung wird wieder die Zuflucht zu mohamedanischen Einwanderern aus dem fernen Osten genommen, welche dieses Mal aus Syrien gekommen sein und die Herrschaft Logon gegründet haben sollen. Es waren zwei Häuptlinge, deren Namen sogar aufbewahrt wurden, welche, als sie in die Gegend gelangten, dieselbe im Besitze zweier Herren fanden, deren einer den Fluss im Besitze hatte, während der Andere in Wald und Flur herrschte und mit grossen Hundemeuten von der Jagd lebte.

Diese beiden unterwarfen sich bald der materiellen Macht und der höheren Civilisation der beiden Einwanderer-Chefs, von denen der jüngere die Herrschaft übernahm, während der ältere sich damit begnügte, der erste Beamte des jungen Reiches zu werden. Der frühere Herr des Flusses wurde der zweite Würdenträger, der Herr der Hauptstadt (Loghwan), und der einstige Herr in Wald und Flur nahm die dritte Stelle ein. Noch heute ist der erste dieser drei Beamten, welcher den Titel „Iba“ führt, aus königlichem Blute und von königlichem Ansehen und Reichthum: fast die Hälfte des

kleinen Reiches Logon gehört ihm. Der zweite führt den Titel Mrhaï (Herr, Fürst) Loghwan und hat noch heute den Fischfang und die Herrschaft über den Fluss in seiner Hand. Der dritte, Mrhaï Rhaa (Herr des Hauses, des Gebietes) hält noch jetzt, der alten Sitte entsprechend, eine grosse Anzahl von Hunden, mit denen er zuweilen jagen muss, obgleich sonst die Beschäftigung der Jagd nicht eben in hohem Ansehen steht. Die fremden Einwanderer in ihrer beschränkten Anzahl gingen dann in dem eingeborenen Elemente, den Mekari oder Kotoko unter. Wenn diese selbst Einwanderer waren, so kamen sie nach dem Zeugnisse ihrer eigenen Tradition nicht aus grosser Entfernung in ihre jetzigen Sitze. Sie wollen nämlich früher in der Gegend von Busso am mittleren Schari, also in nächster Nähe der Musgo oder eigentlichen Massa, gehaust haben und im Kampfe mit östlichen Einwanderern, nachdem ihr sagenhafter Häuptling Mraben Kaiber erschlagen worden war, nach Westen gedrängt sein. So soll sich die Bildung des Staates Logon vollzogen haben.

In dem zu Bornu gehörigen Districte Kotoko seien zuerst, erzählt man, zwei Bornu Prinzen nach Afade und nach Maffate gekommen und hätten daselbst die Herrschaft über die Soo gegründet und dieselben allmählig zu Muselmännern gemacht. Mögen diese, welche jetzt nicht mehr existiren, ursprünglich andern Ursprungs als die Mekari gewesen sein, später wurden sie jedenfalls von ihnen absorbiert oder in das Innere des Tsadsee gedrängt, während die Keribina in ihren mehr oder weniger geringen Resten ein geächtetes Waldleben führen. Weder diese noch die Tsadseebewohner sind hinlänglich studirt worden, um einen etwaigen ursprünglichen Unterschied von den Mekari constatiren zu können. Die mir in Ngala, einem früheren Hauptsitze der So, als Proben der einstigen So-Sprache überlieferten Worte gehörten, wie gesagt, entschieden nur einem Kotoko-Dialecte an. Doch in der Sprache der Iedina oder Buduma des Tsade, von der ich ein ziemlich umfangreiches Vocabularium zurückgebracht habe, findet sich ausser den zahlreichen Worten, welche den Dialecten der Kotoko angehören, noch ein durchaus fremdes Element. In wie weit dieses vorwaltet oder nicht, wird sich einst aus dem genaueren Studium dieser Sprache und der verschiedenen Massa-Dialecte ergeben. Wahrscheinlich ist es mir, dass zwischen den So und Keribina einerseits und den Mekari oder Kotoko andererseits eine gewisse ursprüngliche Verwandtschaft bestand, dass aber jene die in Rede stehenden Sitze zuerst inne hatten und später von den letzteren, ihren Vettern, verdrängt und absorbiert wurden.

Ein interessantes Monument findet sich in der ebenerwähnten Stadt Ngala, einst eine Stadt der Soo, ein grosses Erd-Mausoleum,

in dem 35 Könige begraben sind, welche jedoch schon nicht mehr den Soo, sondern den Mekari angehörten. Man hat dasselbe noch weit in die Zeit des Islam hinein benutzt, denn erst die letzten 5 Könige von Ngala — kleine, machtlose Vasallenfürsten Bornu's — sind der Sitte des Islam entsprechend begraben worden. In dem Mausoleum wurden die Todten in sitzender Stellung begraben, man setzte ein kegel- und zuckerhutförmiges Monument aus gebranntem Thon auf das Grab und bedeckte das Ganze mit Erde. Die unmittelbare Annäherung eines Grabes an das andere, die Ausfüllung der Zwischenräume mit Erde haben ein gleichmässiges, etwa 8 Fuss hohes und entsprechend der Zahl der Begrabenen ausgedehntes Viereck erzeugt. Es verfällt jetzt rapide; seitlich ragen überall die königlichen Knochen und oben die Grabes-Zierden aus Thon aus der Erde hervor.

Sind die Zahlenangaben richtig, so müssen die Mekari mehr als 4 Jahrhunderte in Ngala und Umgebung gesessen haben, und hier ist es interessant zu bestätigen, dass die Berichte vom Widerstande der gewaltigen So in den Bornu-Chroniken seit ungefähr 5 Jahrhunderten schweigen. Vergleichen wir andererseits die Tradition der stattgehabten Einwanderung der heutigen Mekari aus der Gegend von Busso am Schari mit der Zeit der Gründung des Reiches Bagirmi, welche mit einiger Sicherheit in den Anfang des 16. Jahrhunderts verlegt werden kann, so dürfte sich zwischen beiden ein ursächlicher Zusammenhang ergeben. Die Einwanderer, welche in Bagirmi die Staatenbildung vermittelten, kamen aus Osten oder wohl wahrscheinlicher aus Südosten (denn die Bagimi-Sprache hat die nächste Verwandtschaft mit der der Sara südöstlich von Busso am mittleren Schari und eine entferntere mit denen der Djur und Dor an den westlichen Zuflüssen des Nil), werden allmählig bis in die Gegend von Massenja, den Kern des Bagimi-Reiches, vorgezogen sein und mögen bei dieser Gelegenheit die Mekari oder Kotoko aus ihren ursprünglichen Sitzen in der Gegend von Busso verdrängt haben. Ueberall sehen wir das Vordringen der Völker und Verschmelzungen der Stämme in der Richtung von Ost nach West, in Kanem und Bornu mit nördlichen, in Bagirmi und dem Lande der Mekari mit südlichen Umwegen, in Wadaï vom Nil aus in direct westlicher Richtung.

Die Mekari bilden eine von den nahen eigentlichen Bornuleuten durchaus verschiedene Völkerschaft, und es ist bei ihrer engen Verwandtschaft mit dem sie umgebenden Heidenstamme der Musgo merkwürdig, dass sie einen verhältnissmässig so hohen Grad von Civilisation erreichen konnten, wie wir ihn in der Provinz Kotoko und in Logon finden. Sie sind physisch von den Kanuri und Kanembu verschieden, eine in körperlicher Entwicklung ziemlich

hoch stehende, wenn auch in Gesichtsbildung nicht hübsche Race. Sie sind im Allgemeinen dunkelfarbiger als die Bornuleute, mächtige Gestalten, in ihrem wasserreichen Lande sehr zur Fettbildung geneigt, doch von unregelmässigen Zügen, welche mehr dem sogenannten Negertypus entsprechen, als die der Nachbarstämme.

Betritt man eine Kotoko-Stadt, so ist Alles ganz anders als man es bei den daneben wohnenden Bornuleuten zu sehen gewohnt war. Man wird ganz eigenthümlich geheimnissvoll berührt von der Solidität, ich möchte sagen, Grossartigkeit der Gebäude, von dem Ernste und der massigen Erscheinung der Leute, von dem eigenthümlichen Charakter des Ganzen. Die Wohnungen bestehen aus Bongo's, d. h. runden Hütten aus Thonerde, welche mit halbkugeligen Strohdächern gedeckt sind und sich auf einer Terrasse erheben, wie es in zeitweise der Ueberschwemmung ausgesetzten Gegenden natürlich ist; oder in grossen kastellartigen Bauten mit crenelirten, mächtigen Mauern mit Eckthürmchen und Thüren, welche oben breiter sind als unten; oder aber aus viereckigen, sich nach oben verjüngenden Häusern, welche mit giebelartigen Strohdächern gedeckt sind. Obgleich diese letzteren die Höhe einer oberen Etage erreichen, so sieht man doch im Innern bis in den Giebel hinauf. Die imponirendste Art der Wohnungen ist durch die kastellartigen Bauten repräsentirt, welche neben der Solidität auch des Geschmackes nicht entbehren. Jedenfalls zeigt sich noch heute überall das Bestreben, das Ruinenhafte, dem die Thonbauten so leicht anheimfallen, zu vermeiden und Solidität mit Sauberkeit und Comfort zu vereinen. Vor den meisten Häusern findet sich ein sorgfältig aus gestampfter und geglätteter Thonerde hergestellter und nach aussen abgeschlossener Raum, der zum Beten und zum Empfange von Besuchen bestimmt und mit reinlichem Sande, oder wenn es solchen nicht giebt, da die Gegend vorwiegend tiefschwarzen Humus- oder Thonboden zeigt, mit Stroh bedeckt ist.

Entsprechend der gewichtigen Erscheinung der Personen und Häuser lieben die Leute die dunkle Farbe, wie in der Kleidung, so in den Häusern. Die Wohnung des Mai Afade, des Gouverneurs von Afade, hatte überall die Thüren mit tiefschwarzer Farbe in breitem Rande eingefasst, die von der künstlich tiefgelben Färbung der übrigen Mauer sich eigenthümlich ernst abhebt. Im Innern imponiren die massigen, vierkantigen, sich nach oben etwas verjüngenden Säulen, welche das Dach tragen, und die soliden, etwa 3 bis 4 Fuss hohen, breiten Thon-Estraden, auf denen der Hausherr sitzt. Auf den Säulen und Wänden sind dann lineare Verzierungen angebracht, welche durchaus eigenartig sind. — Ich kann den Eindruck einer gut erhaltenen Kotoko-Stadt nur mit dem eigenthüm-

lichen, geheimnissvollen Zauber vergleichen, der den Reisenden umgiebt, wenn er sich in die Mitte altägyptischer Bauten versetzt sieht, ohne beide natürlich auch nur im Entferntesten in Bezug auf Grossartigkeit nebeneinander stellen zu wollen.

In den muhamedanischen Massaländern haben sich mit fremder Religion zunächst Kleidung und Haartracht wesentlich geändert. Die erstere ist eigene Manufactur und mit Vorliebe durch einheimische Kunst mit Indigo in verschiedenen Nüancen gefärbt; so die Toben und Beinkleider der Männer, so die Shawls der Frauen. Die heidnischen Bestandtheile der Massafamilie tragen das Lederschurzfell, und die Frauen gehen nackt mit einem schmalen Bande um die Weichen, wie wir es noch heute bei den übrigen Stämmen im Süden von Bagirmi finden. Die Waffen der Mekari in Bornu und Logon sind die der übrigen Bornuleute geworden: Wurfspeere, Lanzen, Vorderarmmesser und Wattenpanzer; das Wurfeisen ist mehr und mehr abgekommen. Die Musgo dagegen führen das letztere mit eben solcher Vorliebe, als die Heidenstämme im Süden Bagirmi's, und machen sich Panzer von Büffelfell, die Haare nach Innen gekehrt, oder aus dickem Strohgeflecht und entsprechende Kopfbedeckungen. Die Gamergu und Theile der Musgo führen anstatt des Wurfeisens schwere eiserne Haken, im Handgemenge eine furchtbare Waffe.

Die bescheidenen Constructionen der uncivilisirten Musgo erinnern in ihrer Sauberkeit und Solidität, wie sie Barth beschreibt, an die Civilisation, welche wir in der Provinz Kotoko und in Logon finden. Die sorgfältige Art, in welcher dieselben ihre Todten bestatten, schliesst sich einerseits an die, durch das Erd-Mausoleum in Ngala dargestellte Sitte, andererseits an die ihrer südöstlichen Nachbarn, der Heiden im Süden Bagirmi's.

Die muhamedanischen Mekari rasiren jetzt ihren Kopf und gehen meist barhäuptig mit Ausnahme der Greise, der Gelehrten und der Pilger, denen die Sitte ein Mützchen gestattet; die Frauen aber haben eine eigenthümliche Coiffüre. Dieselbe besteht aus sechs dicken, mehr oder weniger künstlichen Flechten, welche vom Scheitel ausgehend in gleichen Zwischenräumen nach hinten und vorn laufen, und in zugespitzter Form frei enden. Diese sind durch das Haar, mit dem sie verflochten sind, und das dem entsprechend in eben so viele Abtheilungen zerfällt, an den Kopf gefesselt.

Die Kotoko geben sich mit Fleiss dem Ackerbau, der Industrie und dem Fischfang hin. Sie bauen vorzüglich Durra, entsprechend ihrem kräftigen, fetten Boden, Baumwolle, Tabak, einige Gemüse und Indigo, Alles mit grosser Sorgfalt. Die Hauptindustrie ist die der Indigofärbekunst und der Stroh- und Korbflechterei, welche einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. Sowohl

Form als Muster ihrer Körbe, Schüsseldeckel, Matten und Vorhänge der Thüren sind durchaus geschmackvoll, solide und eigenartig. Ihre Fertigkeit, Thonbauten zu errichten, kommt ihnen im Auslande sehr zu statten, wie z. B. in Wadaï, dessen Einwohner in dieser Kunst sehr unerfahren sind. Ess-Schüsseln aus Holz wissen sie in einer Grösse und Schönheit herzustellen, wie kaum ein anderer Stamm in jenen Gegenden. Die Planken ihrer Boote, welche etwa 50 Fuss lang und oben 4 Fuss weit sind, schneiden sie aus dem Holze des Giraffenbaumes, den langen, spitzen Schnabel aber aus dem harten Holze der Murraja (Kagem in der Kanurisprache) oder des Dschochan (Birgim kan).

Wie sie in ihrem Wesen und Charakter schwerfällig, in allen ihren Erzeugnissen solide sind, so entspricht auch Qualität und Quantität ihrer Nahrung dieser Natur, vor Allem die letztere. Barth hat schon eine Beschreibung davon geliefert, welche ungläublichen Quantitäten ihm als Gastmahlzeiten vom Könige von Logon geschickt wurden, und wenn auch bei meiner Anwesenheit dort die Zeiten weniger gut waren, und ich mich nicht der besonderen Gunst des Königs erfreute, so war doch die Grösse und Menge der Schüsseln immerhin ungewöhnlich. Das Land ist reich an Honig und essbaren Wurzelknollen, welche von der süssigen Patate abweichen. Der Fischgenuss beginnt hier vorzuwalten, doch leider befinden sich die Fische gewöhnlich in getrocknetem und widerwärtig duftendem Zustande.

Die Mekari sind ernst, zurückhaltend, ceremoniell, argwöhnisch, egoistisch, klug und berechnend. Sie haben etwas Geheimnisvolles, Mystisches an sich, das sie im ganzen Bornu als böser Kräfte und der Zauberei verdächtig macht. Für jeden Bornumann ist es eine ausgemachte Thatsache, dass jeder Mekari mehr oder weniger in Zauberkünsten erfahren ist, dass sich die meisten Nachts in Hyänen verwandeln und das Fleisch der Gestorbenen essen; dass sie mit dem „bösen Blick“ unendlich viel Unheil stiften; dass sie sich unsichtbar machen können u. dgl. mehr. Verschiedene Ortschaften haben in diesen Zauberkünsten einen verschiedenen Ruf. Sie selbst glauben ebenfalls daran, und der König von Logon, der nicht nur um seine Würde zu wahren, sondern auch um vor Zauberkünsten Anderer sicher zu sein, nach alter Sitte sich nicht zeigt, konnte sich nicht entschliessen, mich persönlich zu empfangen, nicht sowohl aus Aerger, dass ich zu seinem Feinde, dem Könige von Bagirmi reiste, als aus Furcht vor meinen Zauberkünsten.

In der Provinz Kotoko des Bornu-Reiches kann natürlich die politische Constitution, zu der die Mekari ursprünglich neigen, nicht recht zum Ausdruck kommen, da dieselbe in der grossen Monarchie untergeht. Ihre Districte, welche sich um die Populationscentren

Missene, Ngala, Afade, Maffate, Gulfeï, Kusseri u. s. w. gruppiren, haben einen eingeborenen Chef oder König, der aber oft von dem Bornu-Gouverneur, Alifa genannt, in den Schatten gestellt wird. In Logon hat sich mehr politische Eigenartigkeit erhalten können und danach ist die Regierung eine scheinbar noch gemässigte Monarchie, als sie in Bornu herrscht. Der König kann ohne die fünf grossen Hofämter, welche Freigeborenen verliehen werden, kaum etwas beschliessen und ausführen; unter ihnen sind ausser den oben historisch begründeten drei höchsten Beamten noch eine Art Hausminister und ein Polizei- und Justizminister. Diese fünf können sehr gut Opposition machen und thun es factisch nicht selten. Die Kriegsführer und Soldaten und die Gouverneure der einzelnen Ortschaften sind meist Sklaven. Ausser den genannten grossen Hofämtern giebt es noch eine Reihe alter, adliger Familien, welche hoffähig sind, d. h. alle Tage dem Könige ihre Aufwartung machen und in der Wohnung desselben gespeist werden. Merkwürdig ist, dass der Hof von Logon, so nahe Bagirmi mit seinen Sklavenquellen und seiner Eunuchenfabrikation, keine Verschnittenen hat.

Erwähnen muss ich eines Nationaltanzes der Mekari, den ich sonst nicht in jenen Gegenden gefunden habe und der den Frauen allein angehört. Dieselben schliessen einen Kreis, ausserhalb dessen die Musik eines trommelartigen Instruments und einer Pfeife ertönt. Eine Frau löst sich aus dem Kreise und tanzt im Innern desselben herausfordernd allein nach dem Klange der Musik herum, bis eine zweite sich veranlasst sieht, diese Herausforderung anzunehmen. Beide nähern sich einige Male, an einander vorüber oder um einander herum tanzend, concentriren ihre Kräfte und prallen bei der nächsten Begegnung mit der Hälfte des Gesässes an einander, wobei jede mit möglichster Gewalt die andere zurück zu schleudern, womöglich zum Kreise hinaus, bestrebt ist. Die Siegerin tanzt dann weiter, bis eine andere Concurrentin ihr den Sieg im gleichen Kampfe streitig zu machen sucht.

Es mögen leicht in Bornu an vereinigten Mekari-Elementen in Logon und der Provinz Kotoko, und an ihren Verwandten, den Gamergu, den Marghi und Musgo eine Million Seelen existiren.

Ich müsste hier die von den Eingeborenen als Antochthonen bezeichneten Keribina besprechen, wenn ich Gelegenheit gehabt hätte, genauere Studien über sie zu machen. Sie bilden einen unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung und nehmen mit Rücksicht auf ihre ausschliessliche Jagdbeschäftigung, welche in jenen Gegenden durchaus nicht als das „edle Waidwerk“ angesehen ist, eine besondere, missachtete Stellung ein. Wo ich unter ihnen gewesen bin, — und das war im Städtchen Kultschi auf Logon-Territorium, das etwa 3000 Einwohner haben mochte und ausschliesslich von

ihnen bewohnt war —, da bedienten sie sich des Dialectes der Logonesen, hatten Häuser, welche von denen dieser sich nur durch geringere Grösse und rapidere Verjüngung nach oben unterschieden hatten zwar im Ganzen entschieden in Gestalt, Physiognomie und Haltung etwas Besonderes, konnten aber bei der Vergleichung im Einzelnen nicht gut von jenen getrennt werden. Sie waren alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und erfreuten sich, trotz ihrem mohamedanischen Bekenntnisse, harmlos des Genusses von Schweinefleisch, an dem ihre Gegend besonders reich ist. Die Keribina, welche im Innern von Bornu in einzelnen kleinen Abtheilungen ein zerstreutes Waldleben führen, habe ich selbst nicht kennen gelernt, stiess aber oft auf die labyrinthischen Gehege von Dornenhecken, Holzgattern, Strobzäunen, in die sie allmählig das Wild treiben, bis ihm jeder Ausweg versperrt ist. Sie sollen einen der Jedina-Sprache ähnlichen Dialect sprechen.

Die geringen Bruchtheile der Tuareg, welche in der Bornu-Sprache Kindin heissen, der Bagirmi, welche Karde genannt werden, der Wadaileute, die sich in Bornu finden, sind so spärlich, dass sie hier nicht besonders erwähnt zu werden verdienen. Selbst die Haussaleute im Westen des Reiches und die Fulbe oder Fulan, welche in Bornu Fellata heissen, obgleich schon etwas zahlreicher und die letzteren einst fast die Herren des Landes geworden, kommen im Verhältniss zur Gesamtbevölkerung kaum in Betracht. Die Fellata wohnen in verschiedenen Gegenden des Centrums, züchten in ihrer friedlichen, ruhigen, gesetzmässigen Weise ihre Rinder und cultiviren den Islam, wie sie es überall in Centralafrika zu thun pflegen.

Bedeutender ist das Contingent, welches die Araber zur Bevölkerung in Bornu stellen, wenn auch zurückbleibend gegen die arabische Bevölkerung von Wadaï und Dar For. Dieselben scheinen auch später in Bornu eingewandert zu sein, als in den genannten östlichen Nachbarstaaten, aus denen sie in ihre jetzigen Sitze gelangten. Diese fallen hauptsächlich in den Südosten des Reiches, zum geringeren Theile in das Centrum desselben. Die Araber Bornu's heissen in der Kanuri-Sprache Schoa und werden streng geschieden von denjenigen, welche als Kaufleute oder Räuber zeitweise aus den Nordküstenländern in Centralafrika erscheinen. Sie haben sich, wo sie in grosser Zahl zusammen leben können, ziemlich rein erhalten. Im andern Falle leidet die Hautfarbe zuerst, dann vermindert sich das arabische Gepräge der Gesichtszüge und erst zuletzt wird die Sprache beeinträchtigt, welche durch das Bekenntniss des Islam aufrecht erhalten und verbreitet, in Bornu bis jetzt den energischsten Widerstand geleistet hat. Ich habe Araber Bornu's gesehen, welche seit einer Reihe von Generationen dort ansässig waren und nicht weit vom Centrum des Landes wohnten, welche so

wenig von der Kanuri-Sprache wussten, dass ich ihnen als Dolmetscher dienen musste. Sie sind aus Kameelhirten Rinderzüchter geworden und konnten nach den grossen Verheerungen, welche die Lungen-seuche in einer Reihe von Jahren unter dem Rindvieh des Sudans anrichtete, auch das nicht bleiben, sondern mussten zum grossen Theile sesshaft werden und Ackerbau treiben.

Im Allgemeinen scheinen die Araber in Bornu nicht sehr prosperirt zu haben. Sie mussten in dem wasserreichen Lande mit seinem stellenweise verhängnissvollen Klima zu Grunde gehen, oder ihre Eigenartigkeit aufgeben und sich durch Mischung mit den eingeborenen, acclimatisirten Elementen erhalten. In dem benachbarten Wadaï und in Dar For lebten und leben ihre Brüder unter viel günstigeren climatischen Bedingungen. Eine exceptionell rapide Verminderung der Araber in Bornu hatte statt durch eine eigenthümliche Auswanderung, an der auch die Mekari zum Theil participirten. Ich erwähne dieselbe hier, weil sie zeigt, in welcher Weise zuweilen partielle Auswanderungen, politische Umwälzungen, Zersplitterung von Stämmen, Neubildung solcher zu Stande kommen. Es war vor nahezu zwanzig Jahren, als ein Fellatapilger, Namens Scherfeddin, aus den Nigerländern kommend, auf dem Wege nach Mekka den Süden von Bornu durchzog. Schon in seiner Heimath hatte ihm seine Frömmigkeit, seine fanatische Glaubenswuth, sein ascetisches Leben und seine an Wunder streifenden Handlungen eine grosse Menge von Anhängern zugeführt, welche ihn auf dem Zuge nach dem heiligen Lande begleiten wollten. Auf seinem Wege durch Bornu sammelte er dann grosse Schaaren von Arabern und Kotokoleuten um sich, so dass seine Begleitung zu einer Armee anzuwachsen und die Massenauswanderung den Staat zu schädigen drohte. Der mächtigste Mann in Bornu zu meiner Zeit, der schon aus Barth's Erzählungen bekannte Lamino, sagte mir, dass er damals seinen Herrn, den Scheikh Omar, um die Erlaubniss gebeten habe, diesen gefährlichen Fellatapilger bei Zeiten aus dem Wege räumen zu dürfen. Das religiöse Gemüth des braven Bornufürsten schauderte bei dem Gedanken, einen frommen Pilger an der Ausführung seines löblichen Vorhabens zu verhindern, oder ihn gar zu tödten, und man liess ihn ziehen. Dieser selbst wurde im Munde des Volkes der Mahadi genannt, schien Macht und Reichthum zu verachten, hielt sich von den Königen und Mächtigen der dortigen Welt fern, ging stets zu Fuss, kannte nur den Gebrauch der Sandalen und war ausschliesslich mit religiösen Uebungen beschäftigt. So kam er an die Grenze Bagirmi's, seine Begleitung war, wie man sagt, auf 50,000 Menschen angewachsen. Der Herr des kleinen Bagirmi-Staates, der König Abd-el-Kader, ein braver, verständiger Fürst, konnte nicht ohne Bedenken der Annäherung des fanatischen Pilgers entgegen-

sehen. Er schickte ihm eine Gesandtschaft an die Grenze seines Reiches entgegen mit der Bitte, dasselbe nicht zu durchziehen, da es zu klein sei, um eine ähnliche Auswanderung, wie etwa Bornu, ertragen zu können. In gewohnter, frommer Hochmüthigkeit antwortete ihm der Pilger: um die Könige und ihre Wünsche habe er nicht die Gewohnheit sich zu kümmern, sein Weg sei der, den Gott ihn führe, und seine angebotenen Geschenke wolle er nicht. — Da zog der streitbare Bagirmi-König mit Heeresmacht heran, um ihn mit Gewalt an der Passage seines Reiches zu verhindern. Es kam zu blutiger Schlacht, in der der König Abd-el-Kader fiel, der Fellatapilger Sieger blieb und das Heer von Bagirmi gänzlich aufgerieben wurde. Der Sohn Abd-el-Kader's, Mohammedu, war durch 18 Wunden dem Tode nahe gebracht. Der fromme Ascet mit seinem fanatischen Heere folgte nun dem Schari stromaufwärts und wendete sich dann nach Osten in die Heidenländer im Süden von Wadaï; der Marsch wurde mühevoll und langsam, da man immer auf Tage voraus sein Augenmerk auf Gegenden richten musste, welche im Stande waren, ungeschädigt eine so grosse Menschenmenge zu ernähren, und so kam es, dass der Führer, als er einst mit einer geringen Begleitung vorausgereist war, um eine geeignete Lagergegend zu finden, von misstrauischen Heiden erschlagen ward. Jetzt hatte die grosse Menge seiner Begleiter ihren ganzen Halt verloren. Die Meisten wussten kaum, wo sie sich befanden, Niemand, wie er vorwärts kommen und Mekka erreichen sollte. Es wurde der Versuch gemacht, einen Nachfolger des heiligen Mannes zu erwählen, in der Person des Chefs von Kusseri am unteren Schari, des Bornu-Gouverneurs, der sich der Pilgerfahrt angeschlossen hatte, doch dieser vermochte nicht die zerrissenen Bande wieder zu knüpfen. Die Einen suchten in ihre Heimath zurückzukehren, Andere blieben unter den Heiden, ihre Sitten und Tracht annehmend, noch Andere zogen nach Norden, erreichten das Territorium von Wadaï und siedelten sich dort als neuer Stamm unter dem Namen der Abu Schaïr, (eigentlich Gerstenmann, Beiname, den der Fellatapilger ebenfalls führte), an und nur Wenige folgten dem neuen Führer in der ungefähren Richtung von Mekka. An Vielen rächte sich der mittlerweile genesene und Herrscher gewordene Sohn Abd-el-Kader's, der jetzige König von Bagirmi, Mohammedu, indem er die Rückkehrenden einlud, durch sein Gebiet zu ziehen, ihnen durch Abgesandte Verzeihung und sicheres Geleit beschwören, aber sie trotzdem im königlichen Palast niedermetzeln liess und sich so den Namen „Abu Sekin“ verdiente (Vater des Messers), den er jetzt überall im Munde des Volkes führt und den er selbst mit Stolz für sich in Anspruch zu nehmen scheint. Manche der Ausgewanderten haben auch den Weg in ihre Bornu-Heimath wiedergefunden, aber noch jetzt sieht

man in der Provinz Kotoko ganze Ortschaften verwaist, noch andere in Ruinen mit spärlicher Bevölkerung versehen. Die einstige Soostadt Ren, früher wohlbekannt und bevölkert, enthält keine 50 Einwohner mehr, und Barth schätzte bei seinem Besuche Afade's diese Stadt auf eine Seelenzahl von 8000, während ich ihr jetzt kaum mehr als 2000 Einwohner zuschreiben kann. Barth gab ferner auf seinem Zuge mit dem Bornu-Könige gegen die Musgo die Zahl der arabischen Reiterei des Königs zu 8000 Mann an, während jetzt die gesammten Araberstämme schwerlich mehr als 5000 aufzubringen im Stande sind.

Jetzt haben wir in Bornu noch an Arabern: 1) die Kawalma, im Allgemeinen rothhäutig, die wohlhabendsten von allen, wohnhaft auf dem südwestlichen Rande des Tsadseees und in dem District Ngomati, etwa 20,000 Köpfe stark; 2) die Asala, verwandt mit den Vorigen, wohnten eigentlich mit den Kuri in und um den südöstlichsten Theil des Tsade, haben sich aber zum grossen Theil allmählig nach Bornu gedrängt, sind vorwaltend rothhäutig, sitzen in dem District von Ngomati und Magomeri und umfassen kaum mehr als 2000 Köpfe; 3) die Beni Hassen, die wir schon in Kanem kennen gelernt haben, rothhäutig, wohnen im Nordosten von Mandara, früher wohlhabend, jetzt Ackerbauer und nicht über 1000 Köpfe zählend; 4) die Beni Bedder, ebenfalls noch ziemlich hellfarbig, halb Nomaden, halb Ackerbauer, den District Mabani mit dem Centrum von Udsche bewohnend und ebenfalls höchstens 1000 Seelen betragend; 5) die Auläd Hamed, bei denen die dunkle Hautfarbe vorwaltet, die in dem District von Ngomati und in Logon wohnen und an 24,000 Köpfe stark sein mögen; 6) die Dschoama, rothhäutig, die Gegend von Magomeri bewohnend und etwa 2000 Seelen betragend; 7) die Assela, dunkelfarbig, den District Mabani bewohnend und etwa 7000 Seelen betragend; 8) die Chosam, gemischter Hautfärbung, welche 1000 Köpfe umfassen, den District Ngomati bewohnen und arme Ackerbauer geworden sind; 9) endlich die Salamat, bei denen die dunkle Hautfärbung ebenfalls vorzuwalten scheint und welche die zahlreichsten sein dürften. Sie bewohnen die Provinz Kotoko, Logon und die Gegend nördlich von Mandara und zählen etwa 30,000 Individuen. Alles in Allem wird die Zahl der in Bornu angesessenen Schoa nicht die Zahl von 100,000 wesentlich übersteigen. Von Allen scheinen zuerst die Dschoama, die nächsten Verwandten der Räschid Wadaï's, in's Land gekommen zu sein und ungefähr gleichzeitig die Assela, welche mit dem früheren Bornu-Könige gegen die Soo kämpften. Die letzten waren die jetzt florirenden Auläd Hamed, welche zur Regierungszeit des Scheich Mohamed El Amin, des Vaters des jetzigen Bornu-Herrschers, eingewandert sind.

Wie sich ihre inneren und äusseren Eigenschaften geändert und wie sich andererseits Sprache und heimathliche Sitte vielfach fort erhalten hat, ist bereits erwähnt. Mit der veränderten Lebensweise, d. h. dem vielfachen Aufgeben des Nomadenthums, verschwindet auch die Lässigkeit des letzteren und sie spielen jetzt in der Oekonomie des Landes Bornu eine grosse Rolle. Sie sind es, welche hauptsächlich die grossen Märkte mit Getreide, Butter und wildem Reis versehen, und auf dem grossen Montagsmarkte in der Residenz Kuka kann man ihre ackerbaulichen Producte, ihre Zuchresultate an Pferden und hauptsächlich Ochsen bewundern. Ihre Wohnungen unterscheiden sich wesentlich von denen der Eingeborenen. Ebenfalls nur Strohütten, haben dieselben einen riesigen Umfang und dienen gleichzeitig den Personen und dem gesammten Vieh zum Aufenthalte. Da sie meistens die wasserreichen Niederungen im Süden und Südwesten von Bornu bewohnen, welche sehr reich an Mücken sind, so errichten sie ein hohes Gestell im Innern der Hütte, auf welchem die Menschen Nachts ihr Quartier aufschlagen, während unten ein dichtes Gedränge von Rindvieh, Schafen und Ziegen ist. Vor der Hütte befindet sich ein ebensolches, mattenbedecktes Stangengerüst, welches bei Tage als Schattendach dient, und auf dem Nachts die Eigenthümer schlafen, nachdem ein raucherzeugendes Feuer unter ihm angezündet ist, denn die lästigen Insecten lieben weder den Luftzug der Höhe, noch den Rauch. Die Araber sind, da für sie die Jagd keine Schande ist, wenn sie auch bei den übrigen Stämmen nicht als eine anständige Beschäftigung betrachtet wird, die hauptsächlichsten Elephanten- und Büffeljäger. In ihrer Tracht schliessen sie sich ganz an die Eingeborenen an, und selten suchen sie Luxus in ihren Gewändern zu treiben. Der Schmuck der Frauen besteht in Halsschnüren von mehr oder weniger grossen Bernsteinperlen, in einigen Armbändern von Horn oder Elfenbein und in Silberringen, welche in der Nasenscheidewand oder in den Nasenflügeln, oft von beträchtlicher Grösse angebracht werden und auf die nicht selten Korallenstückchen gereiht sind. Ihr Haar ist in dünne halblange Flechtchen vereinigt, welche den ganzen Kopf umgeben; nur am Hinterhaupt wird dasselbe zu einer starken, längeren Flechte vereinigt, welche im Nacken mit der Spitze aufwärts gekrümmt getragen wird.

Von allen ihren heimathlichen Sitten ist diejenige, welche am vollständigsten verloren ist, wohl die Tugend der Gastfreundschaft. Auch der nordische Reisende sucht mit Vorsicht die Dörfer der Araber, welche ihm doch eigentlich näher stehen sollten, als die Eingeborenen, zu vermeiden, um in den benachbarten Dörfern der freundlichen, heiteren und wohlwollenden Kanuri Unterkommen zu suchen.

III. Die Bewohner des Tsade.

Die Inseln im Tsadsee waren wohl stets bewohnt, da sie im östlichen Theile der grossen Lagune und durch Wasserarme vom Festlande getrennt sind, welche wenigstens in der trockenen Jahreszeit leicht passirbar bleiben. Diese reichten gerade hin, um in jenen rechtlosen Gegenden den Bewohnern eine gewisse Sicherheit vor räuberischen Nachbarn und vor den Uebergriffen benachbarter Regierungen zu gewähren. Wie bei der Eroberung des heutigen Bornu, die am Ufer des Tsadsee wohnenden Abtheilungen der Soo oder ihrer Verwandten sich zum Theil in das Innere desselben zurückzogen, so drängen jetzt von Kanem die Kanembu-Stämme und Andere vor der Raubsucht und Treulosigkeit der Auläd Soliman und vor der in ihrer Heimath herrschenden Rechtlosigkeit in den Tsade. Seit lange fand der Araberstamm der Asala, welche im Norden von Bagirmi das Südufer des Sees bewohnen, dort Schutz und Sicherheit gegen die Wadaï- und Bagirmiwaffen, und mehr als einmal haben Wadaï-Prinzen bei dem Regierungswechsel in ihrem Lande vor Blendung und Mord daselbst eine sichere Zuflucht gefunden. Die eigentlichen Herren des Sees waren die Kuri, welche den östlichsten Theil der Inselwelt, der Karka genannt wird, bewohnten. Sie sind freie Herren des Landes, ein höchstens im Laufe der Jahrhunderte mit Kanembu- (von Norden) und Araber- (von Süden) Blut etwas gemischter Stamm. Möglicher- oder wahrscheinlicher Weise bewohnten gleichzeitig mit ihnen andere verwandte Elemente die centralen Inseln des Sees, Vorfahren des jetzt unter dem Namen der Jedina, wie sie sich selbst nennen, oder der Buduma, wie sie bei den Bornuleuten heissen, dort lebenden Stammes. Wenn die Bornuleute aus einer Sage, welche allgemeine Geltung bei ihnen hat, die erste Bevölkerung der dem Westufer des Tsade nächstgelegenen Inselwelt von Bornu-Sklaven ableiten wollen, so erklärt dieselbe offenbar nur, in welcher Weise sie mit den ursprünglichen Einwohnern des Innern bekannt wurden. Im westlichen Theile des Sees wiegt das offene Wasser so vor, dass die Verbindung der Insulaner mit den Uferbewohnern wohl früher eine noch spärlichere war als heutigen Tages, und einige Zeit verging, ehe die Eroberer des Westufers Kenntniss von den ersteren erhielten. Es geht also die Sage, dass der Sklave eines Bornu-Königs, der Barka hiess, für den Marstall seines Herrn Futter suchte, beim niedrigen Wasserstande des Sees bis zur Insel Sejorum gelangte, dort Leute traf, von ihnen zu den ferneren Inseln geschleppt wurde und in ihrer Mitte verblieb. Budu heisst in der Bornusprache „trockenes Gras, Heu“ und ma ist das eine Person bezeichnende Suffix, so dass Buduma der Heu- oder Grasmann heissen würde. Dieser Name

würde danach später undeclinirt geblieben und Begriffs- oder Collectiv-Name geworden sein, denn sonst müsste er in der Mehrzahl Budubu heissen, wie Kanembu ein Plural ist von Kanemma, Mann oder Bewohner von Kanem. Die Leute dieses Stammes nennen sich, wie gesagt, selbst Jedina, ein Name, dessen Ursprung nicht recht klar ist. Derselbe mag direct von der auf dem Westufer des Tsade gelegenen Stadt Jedi kommen, deren ursprüngliche Bewohner, zu den Soo gehörend, bei der Eroberung des Westufers vielleicht zuerst in den See gedrängt wurden, hat aber auch vielleicht mit Gedi, Osten, einen Zusammenhang. Jedenfalls war die Stadt Jedi früher von Leuten bewohnt, welche jetzt auf den centralen Inseln des Sees leben. Der alte achtzigjährige Bürgermeister der Stadt erzählte mir, dass es wohlbekannt sei, dass die der Bornuzeit vorhergehenden Bewohner sich vor den „Ereignissen der Welt“, wie er sich ausdrückte, dorthin zurückgezogen hätten.

Ich habe schon erwähnt, wie der See ursprünglich nach Nordosten hin einen Abfluss hatte. Seitdem dieser unterbrochen, trocken gelegt wurde, ist jener zur Regelung seiner Wassermenge allein auf die Verdunstung angewiesen. Doch scheint es nicht unwahrscheinlich, dass derselbe in seinem nördlichen und nordwestlichen Umfange seine Gestalt allmählig änderte. Die nach Nordnordwesten gerichtete, abgerundete Spitze bildet stets und allmählig neue Ausbuchtungen, und die Araber Kanem's, welche seit einem Menschenalter fast alljährlich den Weg um dieselbe nach Kuka zurücklegen, bezeugen, dass dieser jetzt einen viel grösseren, nach Norden gerichteten Bogen beschreibe, als früher. Auf dem Westufer, auf dem Barth schon an einzelnen Punkten das Vordringen des Wassers constatirte, wird es von den Bewohnern desselben allgemein angenommen. Auch im Innern des Sees scheinen sich durch Anschwemmung und Abspülung langsam territoriale Veränderungen zu vollziehen. Wie durch die erstere, vielleicht im östlichsten Theile, die Verbindung mit dem Bahar el Ghasal aufgehoben wurde, so ist z. B. durch diese eine Insel der Jedina, welche Kangallam hiess, im Laufe von drei Jahren gänzlich im Wasser verschwunden.

Jetzt wohnen im Innern des Tsadesees: 1) die Jedina oder Buduma; 2) die Kuri oder Kaleama; 3) Kanembu und Kanuri; 4) Araber.

Die Jedina bewohnen, wie gesagt, die centralen Inseln, welche in der Mitte des Nordostufers sich dem Lande ausserordentlich nähern. Sie zerfallen in 12 Abtheilungen, von denen die hervorragendsten sind: die Maidschodscha, die Maibulua, die Budschia, die Guria, die Marganna und die Dschillua. Ich habe mehr als 100 Namen ihrer Wohnsitze erfragen können, welche durch Wasserarme von einander getrennt sein, also Inseln bilden

sollen, aber bei weitem nicht alle bewohnt zu sein scheinen und zum Theile zur Karkagegend, also zu den östlichen Inseln, zählen mögen. Die bewohntesten Inseln sind demnach: Belarige und Kann, welche den Maidschodscha, Pûrram und Dschiluari, welche den Budschia, und Pûrram und Migrawa, welche den Maibulua gehören und jede ca. 500 Einwohner zählen sollen. Die Zahl der übrigen bewohnten Inseln mag noch etwa 50 betragen, doch ohne eine ebenso beträchtliche Bewohnerschaft zu haben. Wenn es wahr ist, dass die Jedina etwa 3000 Krieger aufbringen können, so muss man bei dem grossen Kinderreichthum, dessen sie sich nach dem Urtheile Aller, die bei ihnen gewesen sind, erfreuen, auf eine Totalbevölkerung von 15,000—20,000 Seelen schliessen. Die Stammabtheilungen haben keinen innigen politischen Zusammenhang unter einander und bilden selbst im eigenen Innern kein einheitliches politisches Gemeinwesen. Ihre Chefs führen den Titel Kaschella, wie er bei den Kanuri gebräuchlich ist; doch ist diese Bezeichnung keine bei ihnen ursprüngliche, sondern von jenen, welche zeit- und stellenweise eine gewisse Obergewalt über sie erlangten, eingeführt. Einzelne dieser Chefs, deren Inseln dem Bornu-Reiche am nächsten liegen, stehen noch jetzt in einem losen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Herrscher des letzteren, doch bezahlen sie keinen Tribut und werden im Gegentheil auf das Mildeste und Liebenswertigste behandelt, nur um durch einen möglichst freundschaftlichen Verkehr einigermaßen die Sicherheit der unbedeutenden Handelsverbindungen zwischen den Jedina und Bornuleuten zu garantiren, und die Uferortschaften in Etwas vor ihren heimlichen, plötzlichen Ueberfällen zu sichern.

Es giebt auf den Inseln zwar Sandboden genug, um Duchen (*Penicillaria*) zu bauen, doch überwiegt der humusreiche und fette Boden, so dass die Cultur von Durra (*Sorghum*) und Mais vorwaltet. Ueberhaupt treiben sie verhältnissmässig wenig Ackerbau, wozu sie zu faul und herumstreicherisch sind. So kommt es, dass sie trotz ihres fruchtbaren Bodens noch Getreidebedarf in Bornu oder Kanem kaufen müssen. Auf einigen wenigen Inseln wird auch Baumwolle cultivirt und neben den Getreidearten und der Baumwolle ziehen sie noch Bohnen und Kürbisse. Ausser der diesen Breitgraden eigenthümlichen Baumvegetation von Sajal-Akazien, Sonut (*Acacia nilotica*), Seifenbäumen, Giraffenbäumen, Suak, Nebek (*Ziziphus spinae Christi*), Sserrach und Oshar (*Colotropis procera*) ist das Land am Tsadsee reich an Ambadschholz, jenem federleichten Holze, das den Einwohnern unentbehrlich zur Fabrikation von Wasserfahrzeugen ist, und dem Phogu, der fast ebenso leicht als jenes, nicht mit ihm identisch zu sein scheint und zur Construction von leichten Booten, Schilden und Lagerstätten dient.

Die Jedina sind reich an Rindern, welche alle der sogenannten Kuri-Art angehören, und an Ziegen, haben jedoch nur wenig Schafe. Pferde giebt es in beschränkter Zahl hauptsächlich bei den Guria und den Dschillua, weniger bei den Daremma, und Esel kommen nur in einzelnen Exemplaren vor. Flusspferde und Krokodile sind überall reichlich vertreten, wie auch Fische, wenigstens in der Nähe der Ufer. Als verhältnismässig reich an Elephanten bekannt sind die Inseln Schelia, Kumu und Kann.

Die Jedina sind gross, stark, muskel- und fettreich, grauschwarz und schwarz von Hautfärbung und ähneln verschiedenen Mekaristämmen; doch sind die Frauen im Allgemeinen schlanker, zarter, ähnlicher den Kanembu-Frauen. Die Männer haben, mit Ausnahme zweier kurzer Einschnitte am Augenwinkel, keinerlei Tätowirung; sie tragen die Kleidung der Kanembu der Uferländer des Sees, d. h. Bornu-Toben, wenn sie dieselben erschwingen können, andernfalls sich begnügend mit dem Lederschurzfell. Das Haar tragen sie meist so lang, als die Natur es ihnen verlieh, und führen an gewöhnlichen Waffen 3 bis 4 Wurfspere, eine Lanze, einen Schild aus Phoguholz, seltener das Wurfeisen, doch stets den langen Vorderarmdolch. Bogen und Pfeile existiren, scheinen jedoch meinen Erkundigungen zufolge nicht allgemein übliche Waffen zu sein. Sollten dieselben sich doch als stammeseigenthümlich herausstellen, so hätten wir darin eine Annäherung an die auf dem Nordostufer wohnenden Dana, an die Manga in Bornu und an die Keribina in der Provinz Kotoko. Die Frauen unterscheiden sich von denen der Nachbarstämme durch eine verschiedene Tracht des Haares, das sie in zwei aufrechtstehende Knäuel vertheilen, die durch zu einem dichten Chignon verarbeitete Rindshaare noch vergrössert werden und deren eines auf dem Vorderkopfe die vordere, das andere auf dem Hinterkopfe die hintere Hälfte der Haare vereinigt. Ihr rechter Nasenflügel ist nicht durchbohrt, entbehrt also des kleidsamen Korallencylinders. In den Ohren tragen sie kupferne oder messingne Ringe, an den Armen zahlreiche Vorderarmbänder aus Metall, deren man bis zu 10 Stück findet, etwa vier dergleichen Oberarmspangen, ein ebenfalls metallenes Fussband jederseits oberhalb der Knöchel und Halsgehänge aus Glasperlen, Korallen und Kaurimuscheln in grosser Menge.

Dem äusseren Bekenntniss nach sind die Jedina zum grössten Theile Muselmänner, doch haben sich viele Gebräuche aus der Heidenzeit vollständig erhalten. Die einzige Vorschrift des Islam, welche streng befolgt wird, ist die Beschneidung, doch weder die täglichen Gebete noch die Fasten werden regelmässig eingehalten. Polygamie ist üblich und wohl schon vor dem Islam gang und gäbe gewesen. Die Heirathen werden früh geschlossen, d. h.

der weibliche Theil ist gewöhnlich, oder doch sehr oft, ausserordentlich jung; schon vor der Pubertät wird das Mädchen dem Manne zugeführt, und nicht immer respectirt dieser das kindliche Alter, ja, man sagt sogar, dass die Verheirathung vor der Reife eine schnellere und vollkommene Entwicklung des Mädchens nach sich ziehe. Die Menstruation scheint nicht vor Vollendung des zwölften Lebensjahres einzutreten. Hat das Mädchen, wenn ein Mann um sie anhält, bereits ein verständiges Alter erreicht, so scheint man sie bei dieser Angelegenheit über ihre Meinung zu befragen. Die Hochzeit vollzieht sich ohne viele Ceremonien. Der Bräutigam bewirthe die Familie der Braut mit einem Mahle, zu dem er Rinder schlachtet, und giebt dem Schwiegervater 10 bis 20 oder 30 Stück Rindvieh, doch dieser stattet seine Tochter am Tage ihrer Uebersiedelung in das neue Heim oft mit einer, diesen Kaufpreis übersteigenden Mitgift aus. Am Tage der Heimführung bereitet der Bräutigam das Festmahl mit eigener Hand und ladet viele der angesehensten Männer des Stammes dazu. Die Ehen sind meist kinderreich, was man, wie in manchen anderen Ländern, dem vorwaltenden Genusse der Fische zuschreibt, und es ist nicht selten, dass eine Frau 10 und mehr Kinder hat. Ehetrennungen sind nicht ungewöhnlich, ohne dass jedoch die förmliche muhamedanische Scheidung existirt. Man kommt leicht in Zank und Streit, die Frau wird geprügelt und läuft davon.

Die Todtenbestattung findet in der Art der Bornuleute statt. Man macht eine bis vier Fuss tiefe Grube und legt den Todten hinein, mit dem Kopfe nach Süden und dem Gesichte nach Osten. Stirbt von ihnen Jemand auf dem Festlande, so holen sie seine Leiche in die Heimath; ein auf ihren Inseln gestorbener Fremder aber wird in's Wasser geworfen. — Sang und Tanz sind sehr beliebt. Unter dem tactmässigen Händeklatschen werden nicht unmelodisch im Gesange der Vater, sein Besitz an Booten und Rindern, an Sklaven und Pferden, sein Muth und seine Klugheit verherrlicht, das Lob der Mutter und Brüder verkündet und dazu die graziösen Körperbewegungen und Quadrillenartigen Tänze aufgeführt, welche diese Vergnügungen im ganzen Süden so vortheilhaft von der schamlosen Tanzkunst der Nordküstenländer und Fessan's unterscheiden. Die beschränkende Sitte des Verkehrs zwischen verschwägerten und verwandten Personen scheint eben so streng geregelt bei den Buduma zu sein, als wir es bei den Tibu gesehen haben. Ebenso nehmen die Schmiede dieselbe Pariastellung ein, wie bei jenen. Bei den aus vormohamedanischer Zeit stammenden religiösen Gebräuchen, welche in ihrer Geltung oft noch die des Islam übertreffen, spielen stets eine hervorragende Rolle eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein — es kommt kein Stein im

Innern des Tsadsees vor — und ein Stammes-Schwert. Eine Art Priester oder Glaubenswächter hat dieselben in Gewahrsam und bedient sich ihrer, wenn er die Hülfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit, zur Erflehung von Sieg und dergl. erbittet. Auch eine Art Seeschlange spielt nicht selten eine grosse Rolle bei diesen Ceremonien, z. B. wenn der Ausgang einer kriegerischen Unternehmung vorausgesagt werden soll. Meine Referentin über diesen Gegenstand, welche eine mit einem Buduma verheirathete Kanembu war, schämte sich begreiflicherweise ihrer heidnischen Verwandtschaft, und so konnte ich leider nicht so viele Einzelheiten über jene, sich unter dem Einflusse des Islam allmählig verlierenden interessanten Gebräuche erfahren, als ich gewünscht hätte.

Die Jedina haben keine andere Industrie, als die Verfertigung der ihren Lebensbedingungen entsprechenden Gegenstände, wie Matten- und Korbflechtereien, Stricke aus Dumgestrüpp, Bohnenstroh, Oscharbast und dergl., Boote und Fähren. Kleidung und Schmucksachen, wie auch Getreide, kaufen sie um Fische, Peitschen aus Hippopotamus-Haut, Natron, von dem ihr Boden eine grosse Ausbeute liefert, trotz der unbezweifelhaften Süssigkeit des Wassers, und Elefantenzähne, von den Kanembu der Ufer, mit denen sie hier und da in freundlichem Verkehr stehen.

Von Fahrzeugen verfertigen sie zwei Arten, ein wirkliches Boot von ca. 50 Fuss Länge und höchstens 6 Fuss oberer Weite, das aus Planken des Murrholzes gezimmert wird, und kleinere Transportmittel zum Passiren der Wasserarme aus dem Holz des Phogu oder des Ambadsch. Zur Construction der letzteren Art werden Aeste und Stämme der genannten Holzart in bestimmter Länge mit Stricken aus Dumpalmengestrüpp viereckig oder an einem Ende zu einem leicht erhobenen Schnabel verarbeitet.

Die Sicherheit ihrer schwer zugänglichen Wohnsitze hat sie, besonders nach Bornu zu, wo die Wassermasse grösser und schwerer passirbar ist, zu ausserordentlich kühnen Räubern gemacht. Gegen ganze Ortschaften und nicht bloss gegen einzelne friedliche Reisende und einzelne Karawanen führen sie die erfolgreichsten Handstreich aus. Mancher harmlose Landarbeiter der Ufer wandert als Sklave auf ihre Inseln, ohne trotz der Nähe seiner Heimath sie wiederzusehen. Mancher kleine Kaufmann wird erschlagen, manche kleine Karawane geplündert, ohne dass man die Räuber jemals zur Rechenschaft ziehen könnte, denn einmal ausser Schussweite, wer will und kann sie verfolgen?

Selbst mit ihren Nachbarn im See, den Kuri, sollen sie meistens in Feindschaft leben, und dann kämpfen sie ihre Zwistigkeiten in Seeschlachten aus, bei denen auf jeder Seite wohl hundert Boote eingreifen.

Die Kuri, welche die Inselwelt Karka bewohnen, sind, wenn auch den Jedina verwandt, doch durch eine leichte Dialectverschiedenheit von ihnen getrennt und nehmen in der Civilisation eine höhere Stufe ein als jene. Der Name Kuri wird ihnen von den Arabern und umwohnenden Völkerschaften gegeben; sie selbst nennen sich Kalea oder Kalcama, d. h. Leute Kale's, wie ihr Stammvater geheissen haben soll. Sie sind vorwaltend schwarz von Hautfarbe, stark, fett und langlebig. Sie haben begreiflicher Weise dieselben Bodenproducte, wie die Jedina. Von dem Getreide überwiegen ebenfalls Durra und Mais. Penicillaria und jene werden ebenfalls zur Zeit der ersten Regen gesäet wie auf dem Festlande. Neben dem Getreide nähren sie sich von Fischen, Flusspferden, Büffel- und Krokodilfleisch. Wo ihre Wohnsitze dem Lande näher liegen, unterhalten sie einen regelmässigen Verkehr mit den Bewohnern des Festlandes und sind auf demselben als gesetzliche Leute besser gelitten, als die diebischen und räuberischen Jedina. Sie sind alle wirkliche Muselmänner, kleiden sich nach Art der Schoa- oder Bornuleute, und höchstens die Kanembu, welche unter ihnen leben, begnügen sich mit einem Fell um die Hüften, dessen Gesäss- und Scham-Partien behaart sind. Selbst Wattenpanzer und Panzerhemden sind nicht selten bei den Kuri, wie sie denn auch eine anständige Reitermacht ins Feld stellen können. Ihre übrigen Waffen sind die der Kanembu. Sie sind reich an Sklaven und waren es früher stets an Rindern — die allgemeine Viehseuche Ende der sechziger Jahre hat sie besonders heimgesucht —, und zwar gehören diese ausschliesslich der Art an, welche in ganz Bornu von ihnen den Namen erhalten hat. Kleinvieh besitzen sie sehr wenig. Sie theilen sich in die Abtheilungen Arigua, Media, Kadiwa, Toschea, Kurawa und Kalea, welche wenigstens insoweit schon eine politische Eini-gung zeigen, als das Oberhaupt der Kalea, welches den Titel „Kuku“ führt, auch von den übrigen Abtheilungen in gewissem Sinne als Häuptling anerkannt wird. Obgleich jeder Familienchef mit Besitz und zahlreichem Anhang sein eigener Herr ist, und sich wenig um den Kuku kümmert, so empfängt dieser doch von Allen eine gewisse Grundsteuer, und bei seinem Tode wird man unbedingt Einen aus seiner Familie, sei es Bruder oder Sohn, zu seinem Nachfolger machen. Sobald die Wassermasse sich auf einen mässigen Stand zurückgezogen hat, misst man das cultivirbare Terrain mit Lanzen-schäften als Maass aus, vertheilt es unter die Bewohner, und Jeder giebt, je nach seinem Antheil, so und so viel Baumwollenstreifen als Grundsteuer und zur Zeit der Erndte noch einige Maass (Mudd-Modius) der vorwaltenden Getreideart. Ganz Karka besteht aus einigen 20 Inseln, deren Hälfte wenigstens bewohnt ist, während die übrigen immerhin zur Weide und zum Fischfang benutzt wer-

den. Die bedeutendste derselben ist *Massoa* oder *Massawa*, der Sitz des *Kuku*.

Auf dem Südufer östlich vom *Schari*, wohnen die *Schoa*-Stämme *Asala* und *Deggana*, rothhäutige, ziemlich rein erhaltene Araber, von denen die ersteren in den innigsten Beziehungen zu den *Kuri* stehen. Sie sind den Erpressungen des Königs von *Bagirmi* sowohl ausgesetzt, als den Forderungen der *Wadaï*-Beamten. Kommt von irgend einer Seite eine gefahrdrohende Kriegsabtheilung, so ziehen sie sich zu ihren Freunden den *Kuri* zurück, auf deren Inseln sie hier und da ihre Sklaven angesiedelt haben, und wenn in der *Karkawelt* Futtermangel eintritt, so begleiten sie die *Kuri*, mit denen sie sogar Heirathsverbindungen eingehen, auf das Festland.

Was die Heirathen, sowohl die Kaufsumme der Braut als die Aussteuer derselben und die einfache Hochzeitsfeier, betrifft, so unterscheiden sie sich nicht von denen der *Jedina*. Die Erbschaften fallen fast ganz den den ältesten Söhnen zu, welche den Brüdern einen unbedeutenden Antheil zukommen lassen. Stirbt Einer von zwei Brüdern, so heirathet der Ueberlebende die Schwägerin, wenn sie ihm gefällt. Verlangt sie in das elterliche Haus zurückzukehren, so reclamirt er die Bräutigamsgabe seines Bruders, bevor er ihr die Rückkehr gestattet.

Einen nicht unbeträchtlichen Theil der Bewohner im südöstlichen Theile des *Tsadsee*s stellen endlich die *Kanuri* und *Kanembu* dar, die mit der Zeit auf die Inseln des Sees gedrängt worden sind, und sich wenig mit den *Jedina*, aber vielfach mit den *Kalea* mischen; zum grossen Theile wurden dieselben bereits oben aufgeführt. Etwa von der Mitte des Nordoststrandes des *Tsade* nach Südosten gehend findet man im Innern desselben nahe dem Ufer die *Manijau* in *Mania* und die *Ngalma Dukko* in mehreren Inselortschaften — beides *Kanuri*-Abtheilungen —, dann folgen die *Guria* und die *Marganna* — beides *Jedina*-Abtheilungen —, sodann die *Kalea* auf verschiedenen Inseln und endlich im äussersten südöstlichen Theile die *Kanembu*-Stämme der *Korio*, *Kunkinna* und *Kadschiti*. *Kuri*, *Kanuri*, *Kanembu* und Araber des *Tsadsee*'s betragen an Zahl mindestens eben so viel als die *Jedina*.

An den *Tsadsee* und seine Bewohner würden sich am natürlichsten die den *Bahar el Ghasal* bewohnenden Stämme anreihen. Dieselben gehören fast ausschliesslich der *Däsa*-Hälfte der *Tibufamilie* an und umfassen vom *Tsade* an nach Nordosten gerechnet: die *Kreda*, welche mit den eingeborenen Arabern *Auläd Hamäd* gemischt sind, die *Schindikora*, die *Ssakerda* und die *Nawarma*, wie ich im Anschlusse an *Kanem* aufgeführt habe. Wenn dieselben im Allgemeinen als sehr zahlreich bezeichnet werden können, so bin ich doch weit davon entfernt, auch nur annähernd

ihre Kopf-Zahl schätzen zu können, und habe so wenig von ihnen gesehen, dass ich sie nicht in einem besonderen Abschnitte zu behandeln wage. Die östlich und südöstlich vom Tsadsee wohnenden Kuka, Bulala und Bagirmi gehören weder politisch noch ethnologisch hierher und müssen einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleiben.

Die beifolgende Karte, welche das stellenweise recht bunte Gemisch der Kanem und Bornu bewohnenden Völker und Stämme einigermassen zu illustriren bestimmt ist, darf nur als ein anspruchloser Versuch in dieser Richtung betrachtet werden, der, bei der Unzulänglichkeit der zu Grunde liegenden Daten, nur sehr unvollkommen ausfallen konnte.
